Ueber die

hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten

von

Meiſters Lehrjahren;

oder über das,

wodurch dieſer Roman

ein Werk von Göthen's Hand

iſt.

Ein äſthetiſch-moraliſcher Verſuch

von

D. Jeniſch.

To teach vain wits a science little known,
T'admire superior sense, and doubt their own.

Pope.

Berlin, 1797.

bei Johann Georg Rauhoff.

Ad. Bibl. Acad. Lavid.

Universitäts. München Bibliothek

Man kann jezt über den bunten Trödelmarkt der teutſchen Leſewelt kaum mit flüchtigem Fuß hineilen, ohne daß uns nicht, aus jeder Groß- und Klein-Krämer-Bude dieſes Marktes, von Kaufleuten und Käufern, die lauteſten Klagen über Meiſters Lehrjahre in's Ohr ſchallen, wegen langweiliger Stellen, vernachläßigter Einheit des Plans, und unnatürlich herbeygeführter Epiſoden dieſes neueſten Geiſteserzeugniſſes eines unſerer genievollſten Schriftſteller.

Da wir nicht von den Mängeln, ſondern von den eigenthümlichen Vorzügen des Göthiſchen Romans ſprechen wollen; und es eine ſehr gewöhnliche Ueberredung iſt, daß derjenige, der es unverhohlen ankündiget, er wolle das Gute und Vortrefliche eines Gegenſtandes in's Licht ſetzen, die Mängel deſſelben

entweder unwiſſend verkenne, oder vorſezlich verhehle: ſo wollen wir ſogleich an der Schwelle dieſer Abhandlung das freymüthige Geſtändnis ablegen: daß dieſes jüngſte Werk des großen Verfaſſers von Werthers Leiden dem ältern unwiderſprechlich nachſteht an hohem, immer-ſteigendem, immer ſchwellendem Pathos, an untadelhafter Einheit des Plans, an zwanglos-eingefügten Epiſoden, an vollſtändiger Entwickelung der angelegten Scenen und handelnden Charaktere: daß Göthens Genius in demſelben, in beträchtlichen Stellen, wie von allen ſeinen Höhen, bis zum flachen — ſollen wir ſagen ſich herabläßt, oder herabſinkt? und daß mithin Meiſters Lehrjahre, in allen dieſen Rükſichten, nur von fanatiſchen Lobpreiſern, nicht aber von ſcharf- und kalt-prüfenden Kritikern, über die Romane eines Richardſon, eines Wieland, und anderer in dieſem Fach großer Schriftſteller erhoben, oder dieſen auch nur gleich geſezt werden kann. Unbeſtechlichkeit iſt die heiligſte Pflicht des Pflegers der Gerechtigkeit! Unbeſtechlichkeit iſt ein unerlaßliches Erfordernis des Kritikers!

Der Anſprüche auf die eben genannten negativen Vollkommenheiten eines Romans müſſen ſich alſo Meiſters Lehrjahre bege-

ben: und der eben ſo fein-beurtheilende als genie-voll ſelbſt-ſchaffende Verfaſſer dieſes Werks, würde zu dieſer erſten Hälfte unſrer kritiſchen Sentenz ohngefehr auf eben die Art ſelbſtgefällig lächeln, wie Sokrates vor ſeinen Richtern bey dem Vorwurf gelächelt haben würde, daß er ſeinen Mantel nicht zierlich genug gefaltet trüge.

Er, Friedrich, trug Hut und Degen gewis nicht ſo elegant-heldenhaft, als der jüngſte Fähndrich ſeiner Garde: Kant's lallendſter Nachbeter kann ihm, den gröſten Tiefdenker des Jahrhunderts, an Deutlichkeit des Vortrags und an einer gewiſſen Zierlichkeit des Ausdrucks übertreffen.

So — die negativen Vollkommenheiten eines jeden Genieswerkes: dem alltäglichen Geiſt ſind ſie erreichbar: die wahren, ächten, eigenthümlichen Vollkommenheiten ſind es allein und einzig dem Genie. Doch thut dies wohl dran, ſich auch der erſtern, der negativen, zu bemächtigen: ſein Werk wird dadurch nur vollendeter, erhebt ſich über jeden gerechten und halbgerechten Tadel groſſer und kleiner Kritiker, und wird — (das höchſte, was von einem ſchriftſtelleriſchen Werk geſagt werden kann) — wird claſſiſch.

So — die Agathon's, die Nathan's, die Iphigenien!

Pradon, ein dramatiſcher Dichter der Franzoſen, deſſen Unbedeutſamkeit vielleicht ſchon daraus erhellen mag, daß er in dieſer Geſellſchaft gebildeter Geiſter den allermehreſten ein unbekannter Name iſt, ſchrieb, mit dem Schöpfer des tragiſch-zärtlichen, dem großen Racine, wetteifernd, ein Trauerſpiel über den berühmten Gegenſtand der unglücklichen Liebe Phedre'ns zum Hyppolit. Beyder Dichter Werke erſcheinen im Publikum, erſcheinen auf der Bühne. Charaktere, Scenen, Gang der Handlung, Kataſtrophe und Entwickelung, ein großer Theil der Gleichniſſe, Metaphern, Wendungen, in dem einen und in dem andern Trauerſpiel, werden, nach der ſorgfältigſten Prüfung, durchaus gleich befunden.

Aber bey Pradon's Werk bleibt der Zuſchauer ungerührt, gleichgültig; bey dem Raciniſchen ſchauert, bebt, liebt, haßt, hoffet, zagt, verzweifelt mit Phedren der Leſer; pochen bange alle Herzen; fließen Thränenſtröme aus den Augen aller Zuſchauer. Das Trauerſpiel des erſtern nennet nur noch der gelehrte Kritiker in einem chronologiſchen Verzeichnis franzöſiſcher Theater-ſtükke: Racinens Phedre flößet ſeit länger als einem halben Jahrhundert die

ſüßen Wonneſchmerzen unglücklicher Liebe in alle fühlende Seelen des gebildetern Europas; und ſtrahlet mit unbeflecktem Glanz in den Hallen des ewigen Ruhms.

Auf gleiche Art hat H....e, Buchhändler und Buchmacher in W.....s, wie er es ſelbſt in der allgemeinen Litteratur-zeitung geſtanden, oder vielmehr öffentlich gerühmt, in einem Raum von ſechs Jahren nicht weniger als vierzig, baare vierzig Bände Romane geſchrieben, in deren einigen er (wir haben ſie, monſtri cauſa, wundershalber, geleſen,) den Schöpfer von Meiſters Lehrjahren an Einheit des Plans, an einem gewiſſen immer-gleichen Fluß der Schreibart, an Zuſammenhaltung der Scenen und Verflechtung der Epiſoden, unleugbar übertroffen.

Aber ſo wenig jemand dadurch ein groſser Mann iſt, daß man nichts böſes von ihm ſagen kann: eben ſo wenig iſt ein dichteriſches Werk dadurch allein groß oder meiſterhaft, wenn es von dieſen und allen andern negativen Vollkommenheiten gleichſam über und über ſtrahlet. Dagegen — wenn Neuheit, Originalität, beſtimmter Umriß, Haltung und lebendige Darſtellung der Charaktere; wenn intereſſante Situationen, und handlungsvolle Scenen; wenn

groſse und edle Geſinnungen; neue, treffende, und feine Beobachtungen über das erhabene und kleine, über das tiefe und flache Weſen, welches wir Menſch nennen; wenn eine lebendig-gezeichnete Charakteriſtik des Geiſtes und des Herzens dieſes Weſens; wenn eine, jeder ſtarken und jeder leiſeren Nuanze des Gedankens entſprechende, jeden heftigſten und jeden ſanfteſten Ton der Empfindung klar- und rein-nachhallende Sprache, die wahren, ächten, weſentlichen Erforderniſſe eines Romans ſind; wenn dies iſt: dann, ja dann iſt das neueſte Werk von Göthe das, was ein Werk von dieſer Hand immer ſeyn ſoll, ein ſelbſtleuchtender Stern an dem Himmel der vaterländiſchen Litteratur: dann wird es geleſen und wieder geleſen werden, ſo lange die Freude ein Lächeln und der Schmerz eine Thräne hat; ſo lange gebildete Geiſter fein denken, zarte Seelen tief empfinden, und Herzen voll jedes ſtürmendſten und jedes ſanfteſten Gefühls ſchlagen werden.

Laſſen wir alſo die Diſteln denen, die Diſteln eſſen! und halten uns an das Vortreffliche in Meiſters Lehrjahren.

Meiſters Lehrjahre ſind uns zuvörderſt wichtig als Geiſteserzeugnis

jenes ſchöpferiſchen Genies, dem wir Werther's Leiden verdanken.

Bey einiger Gewandheit des Geiſtes und des Styls, bey einer gewiſſen Lektüre, wie man ſie da aus jeder beliebten Leſe-bibliothek erlangen kann, und mit einem ſehr gewöhnlichen Grade von Beobachtungsgabe und Menſchenkenntniß, muß ein Autor, der ſich dem Romanſchreiben widmet, nach und nach eine ſolche Fertigkeit in dieſer Art von Geiſteswerken ſich erſchreiben, daß der Buchhändler Romane bey ihm beſtellen kann, wie wir Schränke bey dem Tiſchler zu beſtellen pflegen. Einen unwiderſprechlichen Beweis dafür liefert uns der ebengenannte Buchhändler und Buchmacher, deſſen Romane (wir mtheilen aus eigner Prüfung) gewis keinesweges zu den unverdaulichſten Speiſen unſerer Leſe-magazine für das gewöhnliche Leſe-volk gehören.

Doch — wir ſagen es mit Lächeln — anders die H.....n, und anders die Göthen! Die Werke ſolcher Meiſter ſind allemal lebendige Abdrücke des Genius der Menſchheit, wie er ſich da mit allen den erſtaunenswürdigen und mannigfaltigen Kräften, welche der erhabene Weltgenius in ihn pflanzte, aus dem

Keim zur Blüthe, aus der Blüthe zur Frucht entwickelt.

Im Werther stellet uns Göthe einen Jüngling auf, voll brausender Gefühle, voll leidenschaftlicher Ansichten des menschlichen Lebens und der menschlichen Dinge, voll erhabenen Trübsinns über jede verengende Schranke der Natur, der Gesetze, und der gesellschaftlichen Verbindung: er lebt in den höhern Kreisen, die ihn anekeln; und sehnt sich in die niederen: er schwelget mit Geist und Herz in dem Genuß der unerschöpflichen Natur; und härmt sich über ihre stiefmütterliche Kargheit gegen die armseligen Sterblichen: er lebt und webt in den höhern Regionen der Wahrheit und der Weisheit, zu denen sich nur große Denker emporschwingen; und doch empfindet und handelt er, wie die beschränktesten, kurzsichtigsten Sterblichen: sein Geist ist mit seinem Herzen, sein Herz mit seinem Geist, beyde mit der Natur, im Widerspruch: unter verwirrten, entstellten Ansichten der Welt und des Lebens, unter unbefriedigten, ins Unendliche hinausstrebenden Wünschen, unter zertrümmerten Hoffnungen, erliegt er endlich, wie ein kühner himmelstürmender Titane, unter der Last selbst-aufgewälzter Felsen und Bergklippen, und

zerſtört mit eigner Hand ein zu groſſen Dingen beſtimmtes Daſeyn.

Wilhelm Meiſter iſt ein Jüngling von minder- ſchwungvoller, minder- erhabener, aber nur deſto natürlicherer und ruhigerer Denk- und Empfindungsweiſe: auch er ſieht die Dinge oft in ſehr falſchem Lichte; aber nur, um mit der erkannten Wahrheit hernach deſto inniger vertraut zu werden, und ihr deſto treuer anzuhängen: auch er empfindet oft noch ungeſtüm; aber nur, um durch die zur Entwickelung ſich drängenden Kräfte, durch die zur Befriedigung hinſtrebenden Triebe, zu einer deſto ſchöneren Ruhe zu gelangen. Keine trübe Leidenſchaft entſtellt ihm fortdauernd das ſchöne Bild des Lebens und Lebensgenuſſes, verrückt ihm ganz das Ziel der edleren Menſchheit: er freut ſich des Guten, genieſt des Vorzüglichen, und duldet liebreich das Böſe an den Menſchen; deren Wohl er mit aller Fülle und Innigkeit ſeines moraliſchen Sinnes umfaſt, und, ſo viel möglich, thätig befördert: auf deren Veredlung er, als auf ſein höchſtes Ziel, die Entwickelung ſeines ſchönen Kunſt-ſinnes hingerichtet hat. Umgang und Erfahrung bereichern ihn mit einer Summe von Menſchenkenntnis, die ihn alles, was Ordnung, Geſetz, Sitte heiſt, lieben und

achten, und jeder heilſamen, jeder anſtändigen Convenienz ſich fügen lehrt: nichts ſcheut er ſo ſehr, als die hülfloſe Nacktheit des rohen Naturmenſchen, oder die Armſeligkeit des beſchränkten Bedürfniſſes in dem geſellſchaftlichen Leben: nichts wünſcht und ſucht er ſo ſehr, als die Gemächlichkeit und den Ueberfluß der höhern Stände der verfeinerten Menſchheit. Auch er hat Wünſche, große Wünſche; aber ſie werden ihm wenigſtens zum Theil befriediget: auch er nährt Hoffnungen, aber er begräbt ſich nicht unter den Trümmern einiger der wichtigſten, die ihm fehlſchlagen.

Werthers Leiden ſtellen uns eine der vielbegabteſten, vollkräftigſten Menſchen-Seelen in einigen, an großen und gewaltigen Erſchütterungen des Geiſtes und des Herzens fruchtbarſten, Momenten dar; in Momenten, wo der Geiſt, gleich einem überſpannten Bogen, dem kühnen Spanner unter der Hand zerbricht; wo das überfüllte, überquillende Herz auseinander ſpringt: wir fühlen uns über unſere gewöhnliche Fläche emporgehoben, mit einem Geiſt, der ſo erhaben ſchwärmen, mit einem Herzen, das ſo pathetiſch empfinden kann: aber wir bedauren die Menſchheit, die in dem ſchwarz-angehauchten Spiegel dieſes erhabenen Trübſinnes ihre eigene ſchöne Geſtalt verzerrt;

die unter dieſen übermächtigen Empfindungen erliegt, und unvermeidlich erliegen muß. Wir wünſchen uns d eſen Geiſt, dieſes Herz: aber wir wünſchen uns weder jenes noch dieſes mit dieſen unſeligen, verderblichen Kraftäußerungen. Es iſt die treffendſte Rezenſion von Werthers Leiden, was die Hand des groſſen Meiſters als Motto drauf geſetzt:

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſeyn!

Aber mit Schauer und Zagen ſetzen wir auch hinzu:

Ach der heiligſte von unſern Trieben —
Warum quillt aus ihm — unſel'ge Pein.

Meiſters Lehrjahre dagegen ſchildern uns den ſchönſten, genuß-vollſten und bildungsreichſten Abſchnitt eines ausgezeichneten Menſchen-Lebens: wo der zarte Keim der Liebe ſich zuerſt auseinander faltet; wo der lange gedrückte Geiſt, losgekettet aus dem dumpfen Kerker eines eingeſchränkten Lebens, eines Lebens des Bedürfniſſes, endlich alle ſeine Flügel ausſpannt; mit freyem, hellem, weitem Auge die Welt und die menſchlichen Dinge anſchaut, und mit ungewöhnlichem Schwunge zur Entwickelung ſeines moraliſchen, ſo wie des ihm eigenthümlichen Kunſtſinnes hinſtrebt; wo jedes groſſe und ſchö-

ne Gefühl, jede kühne und energiſche Leidenſchaft, und die mannigfaltigſten Kräfte der ſich ausbildenden Menſchheit, nicht ſtürmiſch-wild, wie im Elementenkampf, durcheinander gähren, ſondern wie eine harmoniſche Welt, auf das ordnende Werde! des Schöpfers, in lieblicher Rege und mit ſtiller Herrlichkeit, ſich allmählig und allmählig zu einem ſchönen Ganzen ausbilden und zuſammenordnen.

Meiſter's Theater-Liebhaberey, ſeine ſchwärmeriſche Liebe für Marianen, ſeine erklärte Vorliebe für die höheren Stände, und gemächlichen Lebensgenuß, ſein Hang zum Abentheuerlichen, ſo wie zu einer gewiſſen Gattung von anſtändiger Liebſchaft mit vornehmen Perſonen des andern Geſchlechts, ſeine faſt väterliche Milde und Wohlthätigkeit für Mignon, ſeine wahre, herzliche Theilnahme für Melina und ſeine unglückliche Braut, ſo wie für die unglückliche Aurelia; ſein enthuſiaſtiſcher Eifer für die Aufnahme des teutſchen Theaters, ſeine großen Erwartungen von dieſem Eifer für die Veredlung der teutſchen Nation und der Menſchheit überhaupt — alles dies ſind nicht beſondere, einſeitige, ſondern allgemeine Eigenthümlichkeiten der Menſchen-natur in dieſem Alter, unter dieſen Umſtänden: es iſt die Geſchichte unſer aller; in dieſem

Wilhelm Meiſter erblicken wir, ſo wie der Graf in dem verkleideten Abentheurer auf dem Sopha, unſer eigenes Selbſt, doch nicht, wie der Graf, mit verſteinerndem Schreck, ſondern mit angenehmem Staunen über die magiſche Kraft des Zauberſpiegels, den uns da der Dichter vorhält.

Was demnach dieſen jüngern Roman von Göthe am meiſten veredelt, was ſeinen äſthetiſchen Werth bis zur moraliſchen Würde erhöht, iſt dieſes: daß der Dichter uns nicht, wie Dichter gewöhnlich pflegen, eine einzige Leidenſchaft, oder auch nur einzelne Momente dieſer Leidenſchaft an ſeinem Helden entwickelt darſtellt; ſondern das ganze Leben und Weben eines höher-anſtrebenden Geiſtes mit ſeinen mannigfaltigſten Kräften und in den verſchiedenſten Verhältniſſen: und daß er aus dieſen mannigfaltigen Kräften und verſchiedenartigen Verhältniſſen ſeinen Wilhelm Meiſter nicht nur zu einem äſthetiſchen, ſondern, was Dichtern ſo ſelten iſt, auch zu einem moraliſchen Ganzen zuſammenbildet: wofern man uns anders dieſen letzten Ausdruck, auf Menſchen angewandt, verzeihen will.

Meisters Irrthümer; Schwärmereyen, Fehler, Leidenschaften, dienen Göthen offenbar nicht, blos, um seine, (des Dichters,) ästhetische Kräfte ins Spiel zu setzen, und seinen Helden, wie Juno den Hercules, mit Abendtheuern kämpfen, Löwen bezwingen, Ungeheuer bändigen, ich will sagen, große, außerordentliche, aber nur zu oft sehr wenig gemeinnützige und wenig moralische Unternehmungen wagen zu lassen; sondern um alle ästhetische und moralische Anlagen des jungen Freundes zu entwickeln, seinen Geist von Irrthümern zu reinigen, sein Herz von Schwärmerey zu heilen, sein ganzes Daseyn immer heiterer, freyer, unbeschränkter zu machen; und ihn der Idee der edleren Menschheit näher zu bringen. Niemals läßt er ihn schwer fallen, um ihn, nach Dichter-Sitte, desto erhabener aufzurichten: niemals verderblich irren, oder sich gefährlich täuschen, um ihn durch die erkannte Wahrheit desto herrlicher zu verklären: niemals läßt er ihn einer Versuchung unterliegen, um ihn desto rühmlicher siegen zu machen. Meister fällt nie; er neigt sich nur hier, dort, etwas von der geraden Standlinie ab: Meister täuscht sich nie gefährlich, er sieht die Dinge nur in einem, entweder zu schönen, oder halb wahren Lichte: Meister unterliegt nie der Versuchung; aber er macht uns oft bange für sich. Nie sehen

wir ihn außerordentliche Kräfte anwenden, um ſich aus einer Verlegenheit, einer Verſuchung, einem Irrthum herauszureißen: aber nie vergißt oder verliert er auch ſich ſelbſt. Seine Verirrung mit Marianen iſt die natürlichſte, verzeihlichſte eines in der Welt neuen und zärtlichfühlenden Jünglings; noch mehr, ſie wird gerechtfertigt durch die ernſten Abſichten auf die Hand des edeln Mädchens; Abſichten, die bey einem ſo edeldenkenden Geiſt nur durch den täuſchendſten Schein unedler Geſinnungen in dem Gegenſtande ſeiner Liebe, vernichtet werden können. Die volle Würde oder vielmehr die Feſtigkeit ſeines moraliſchen Sinnes entwickelt ſich in ſeinem Verhältnis zu Philinen. Wenn der Dichter uns ſeinen jungen Freund nirgend eigentlich groß darſtellt: ſo ſtreift doch ſeine Feſtigkeit, ſein gehaltener Gleichſinn in dem Betragen gegen dieſes verführeriſchſte aller Mädchen, bey ſeinem Hange für das andre Geſchlecht, bey dieſen unwiderſtehlichen, auf Meiſtern nur zu tief wirkenden Reitzen, bey dieſen unverkennbaren Zeichen wahrer, ernſter Liebe dieſes flatterhafteſten und ſchwer zu feſſelndſten aller Mädchen, ſtreift nahe an Größe; und wenn wir ihn deshalb nicht bewundern, ſo verehren wir ihn doch höchſtens. Eben ſo iſt ſeine thätige Theilnahme für Mignon, für den

Harfner, und insbesondre auch für die Aufnahme des Theaters zwar nirgends grandisonisch-heldenhaft, aber durch ihre Kostbarkeit, und insbesondre durch seine unermüdliche Ausharrung in der Erfüllung dieser einmal übernommenen Pflichten, einzig, würde-voll, und achtungswerth. Solche Tugenden, so standhaft ausgeübt, sind nicht die ausserordentlichen Anstrengungen eines ehrgeizigen Helden: es sind die liebens- und achtungswürdigen Kraftäusserungen einer natürlich-edlen, und durch eigne Anstrengung noch mehr veredelten Seele: es sind nicht die Tugenden des Fürsten, des Eroberers, des enthusiastischen Kosmopoliten, die für einige unterhaltende Augenblicke glänzen; es sind die Hütten-Tugenden des stillen Privat-Lebens, die mild und sanft, wohlthätiges und dauerndes Licht, wohlthätige und daurende Wärme, um sich her verbreiten.

Wir suchen und spähen in unserm eignen Wirkungskreise nicht vergebens, und nicht mit einer Art von neidischer Unzufriedenheit mit unserm Schicksal, nach veranlassenden Gelegenheiten zu ähnlichen Tugenden; wie dies bey der Geschichte der Grandisone, der Agathone, oder auch wirklicher Helden der Fall ist: diese Gele-

genheiten liegen einem jeden unter uns ſo nahe, daß wir nichts mehr, als Meiſters edle Geſinnungen, Meiſters Feſtigkeit und Thatkraft bedürfen, um uns ſelbſt eben ſo liebens- und achtungswerth zu erſcheinen, als des Dichters junger Freund es uns iſt.

Faſt alle andern Romane und dichteriſche Darſtellungen wecken und reitzen in uns, durch die ungewöhnlichen, außerordentlichen Situazionen, Geſinnungen oder den Kraftaufwand ihrer Helden, den Hang zum abentheuerlichen; dieſen Hang, ſo gefährlich für den ruhigen, unverkürzten Lebensgenuß, verderblich für die Tugenden des thätigen Lebens und desjenigen Wirkungskreiſes, der uns der nächſte iſt: Meiſters Lehrjahre machen uns zufrieden mit einem eingeſchränkten Lebens-Kreiſe, machen uns jede Pflicht menſchlichen Verhältniſſes nur deſto heiliger, deſto liebens- und achtungswerther. Kurz: die ganze Darſtellung in Meiſters Lehrjahren iſt nicht Darſtellung eines außerordentlichen; aber eines ausgezeichneten, edlen und guten und eben dadurch wahrhaft menſchlichen Menſchen-Lebens.

Eine dichteriſche Darſtellung kann äſthetiſch-erhaben ſeyn: aber ſie iſt deswegen nicht moraliſch erhaben. (Wir nehmen

den Ausdruck erhaben hier in dem Sinne, wie Griechen und Römer ihn brauchten.)

Kann etwas wahrhaft-dichterischer, ästhetisch-erhabener seyn, als der schaurige, Verderben- und Tod-schwangere Kampf unseliger Leidenschaften, gekränkten Ehrgeitzes und unglücklicher Liebe in Werthers Leiden? Kann etwas dichterischer, ästhetisch-erhabener seyn, als Handlung und Catastrophe in dem Shakespearschen Trauerspiel, Hamlet? Aber jenes so wie dieses Genieswerk erfüllt uns mehr mit Schauer, als mit Bewundrung, erregt mehr sympathetische, als geisterhebende Ideen und Empfindungen in der Seele: in beyden erliegen endliche Naturen unter der unerbittlichen Nothwendigkeit der unendlichen Natur, und arbeiten durch die Freyheit, mit welcher sie, als vernünftige Naturen, der Nothwendigkeit sich entgegen stemmen sollten, derselben nur so vielmehr gleichsam in die Hände.

Muthvolle, unbezwingliche Ankämpfung der Freyheit gegen die Nothwendigkeit allein erweckt das ächte Gefühl des moralisch-erhabenen: Werthers und Hamlets einstweiliger Kampf gegen die Leidenschaften, die in ihnen toben, und gegen den Zwang der Umstände, der sie von außenher drängt, ist zu kurz, zu vorübergehend, zu frucht-

los, als daß er die Empfindung ächt-moraliſcher Erhabenheit mehr als höchſtens leiſe anregen könnte.

Meiſter mit geringern Kräften, mit ruhigern Leidenſchaften, in minder erſchütternden Situazionen, und durch die Umgebungen der Dinge mehr begünſtiget, prägt uns durch wahrhaft edle Geſinnungen, die er unter manchen ſchwierigen Umſtänden behauptet, durch gute und Menſchenglück-beförderude Handlungen, die er ſtandhaft, ohne eitles Geräuſch, und ohne Scheu vor Mühe und Koſten ausübt, zwar nicht eigentlich das Gefühl des Erhabenen, aber gewis das Gefühl der moraliſchen Würde und innigſten Achtung ein, ein Gefühl, welches mit dem Erhabenen verwandter iſt, als das höchſte Pathos und äſthetiſch-erhabene.

Der gröſste Theil der Dichter und Künſtler ſcheint pathetiſche Liebe für das wahre und faſt einzige Erhabene der Kunſt zu halten: und die Menſchen, die ſo gerne, — faſt möcht ich ſagen, wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen — in die Liebe mehr Moral, als Phyſik hineinzubringen ſuchen, um ihrer eigenliebigen Eitelkeit gewiſſe, nur zu unleugbare Dinge zu verhehlen, — die Menſchen möchten ſo gern in

den Augenblicken, wo sie sich höchst glücklich fühlen, zu gleicher Zeit für sehr erhaben gelten: welches aber die neidische Natur durch eine ungeheure Kluft getrennt zu haben scheint. Denn die Liebe ist und bleibt nicht nur eine Leidenschaft, gegen welche anzukämpfen rühmlicher ist, als ihr zu unterliegen: sondern sie gehört auch offenbar zu den Schwächlingen unter den Leidenschaften; und steht, ästhetisch-betrachtet, tief, z. B. unter Ehrgeiz, Rachsucht u. s. f.

Pathetische Liebe mag uns daher mit dem innigsten Mitgefühl, mit Schauer, Schreck, Furcht, Hofnung und allen andern sympathetischen Empfindungen durchdringen: nur müssen wir das ästhetisch-erhabene nicht mit dem ächtmoralisch-erhabenen verwechseln.

Was die Einbildungskraft schauern und beben macht, was die Leidenschaft in die gewaltsamste Zukkungen versetzt, das lockt der Vernunft oft kaum ein Lächeln ab. Dichterische Erhabenheit ist nicht immer ächtmoralische!

Mit großen Kräften zu großen, moralisch-großen, Zielen hinstreben, heißt allein — großhandeln: aber in unsern Urtheilen über wirkliche oder auch von Dichterkunst dargestellte Handlungen des menschlichen Lebens und noch mehr in unsern Empfindungen,

laſſen wir uns, meiſtentheils ohne Rückſicht auf die Zwekke, an großen Mitteln genügen.

Daher — unſere übertriebene Bewunderung für Genies, und für Helden: ohngeachtet wir es uns nur zu oft ins geheim geſtehen müſſen, daß jene — Thoren, nicht ſelten Böſewichter, und dieſe — Verwüſter waren; daß ſie, auf der Wage der Sittenlehre gewogen, zu leicht gefunden werden. Nicht gewöhnlich, nicht alltäglich, ſondern ſelten und ausgezeichnet ſind die Kräfte, mit welchen Meiſter handelt, ſind die Anlagen, welche er entwikelt: aber er handelt mit jenen, er entwikelt dieſe, — zu den würdigſten, achtungswertheſten Zwekken, zur Veredlung und wahrhaften Beglükung ſeiner ſelbſt und anderer.

Eben in dieſem Fortſtreben zur Veredelung, in dieſer Läuterung und Reinigung des Beſten und Edelſten im Menſchen, in dieſer allmähligen Abſtreifung jeder Raupenhülle des höhern Weſens in uns, ich will ſagen, in der immer kühnern Befreyung des Geiſtes von Schwärmerey, leidenſchaftlicher Ueberſpannung und Täuſchung jeder Art, wodurch der Geiſt dem Irrthum, das Herz der Verführung ausgeſetzt iſt; hierin, ja hierin iſt einer der eigenthümlichſten Vorzüge von Meiſters Lehr-

fahren zu ſetzen. Es iſt keine einſeitige, durch außerordentliche Leidenſchaften aufgeregte, mit außerordentlichen Kräften ausgeſtattete Menſchheit, die wir hier zu gewiſſen, für gros-gehaltenen, überſpannten und fantaſtiſchen Zielen hinſtreben ſehen; wo ſo oft Leidenſchaften nur für Leidenſchaften in Thätigkeit geſetzt, und groſſe Kräfte durch noch gröſſere zerſtört werden: (die Geſchichte der meiſten Groſsthaten!!)

Im Gegentheil erblicken wir hier die einfache, reine Menſchheit, in ihrer natürlichen Einfalt und vielſeitigen Bildſamkeit: dieſe ſehen wir hier unter den gewöhnlichſten, am öfterſten vorkommenden Umgebungen der Dinge, ſich entwickeln und handeln, ſich immer freyer und vielſeitiger entwickeln, immer weiſer und edler handeln.

Wir verſchlingen den Werther; wir durchdenken den Wilhelm Meiſter: wir fühlen uns tief gerührt durch jenen; wir fühlen uns veredelt durch dieſen: mit bangen Schauern leſen und wiederleſen wir den erſten Roman; mit wahrhaft-menſchlichem Wohlbehagen den anderen. Seyd ihr unglücklich? Seyd ihr verliebt? Fühlet ihr euch von gewaltſamen Leidenſchaften zerriſſen?

Leſet den Werther!

Habt ihr viel erfahren? viel beobachtet? viel und oft in den Spiegel eines beſſern Selbſt hineingeſchaut? Und iſts euch (was es ſo wenigen iſt) ein wahres Intereſſe, dieſes beſſere Selbſt in Geſinnungen und Handlungen immer reiner, immer treuer nachzubilden und auszudrücken?

Leſet den Meiſter!

Werther wird euch einige, angenehm-traurige Momente unterhalten; Meiſter wird euch für ein ganzes Leben belehren und beſſern: Werther wird, wie eine ſympathetiſche Muſik, erhaben-phantaſtiſch eure Leidenſchaft zerſtreuen: Meiſter wird, wie ein Blatt aus dem Buch wahrer Menſchen-Weisheit, euren Geiſt erleuchten, euer Herz zu jedem wohlthätigſten Gefühl erwärmen.

Noch eine Bemerkung, die, über alles beherzigungswerth an ſich, zur Auffaſſung des wahren Geſichtspunktes dieſes neueſten Göthiſchen Romans, und des Meiſterſchen Charakters insbeſondre, nothwendig iſt, wenn ſie gleich gewiſſermaßen nur als Reſultat unſerer bisherigen Erläuterungen angeſehen werden kann.

Der große Königsberger-Philoſoph behauptet mit Recht, daß alle unſere Ideale des Schönen nichts anders ſind, als gleichſam die Mittelzahl oder Mittel-geſtalt zwiſchen

den zahllosen Individuen und Einzel-Wesen, die sich unserer beobachtenden Anschauung in der Wirklichkeit darstellen, und aus welchen unsere Einbildungskraft mit schöpferischer Hand Ein Bild, Eine Gestalt zusammensetzt, die keiner der wirklich-angeschauten gleicht, aber von jeder derselben etwas, von allen das Mittel hat: (so — unsre Denk-bilder von einem schönen Munde, schöner Stirn, schöner Hand; denen nichts wirkliches dieser Gattung durchaus entspricht, alles aber, ein häßlicher Mund, eine unregelmäßige Stirn, eine nicht-schöne Hand selbst nicht ausgenommen, ähnlich ist.)

Auf gleiche Art besteht auch das Ideal ächter, reiner Menschheit weder in hohen, außerordentlichen Geisteskräften, die das Genie ausmachen; noch in großen und kühnen Leidenschaften, und darauf beruhender ausserordentlicher Thatkraft des Willens; die den wesentlichen Charakterzug des Helden zeichnen. Beydes, das Genie und der Held, sind gleichsam die äußersten Enden (Extreme) der Menschheit, d. h. ihrer Geistes- und ihrer Willens-Kraft.

Aber zwischen beiden ziehet sich die schöne Mittel-linie der reinen Menschheit, das ächte Ideal menschlicher (intellektueller

und moraliſcher) Schönheit und ſchöner Menſchlichkeit hin: zwiſchen dem Genie, und dem Helden liegt es in der Mitte: und heißt — ein erleuchteter Geiſt, und ein edles Herz.

Ein erleuchteter Geiſt und ein edles Herz bilden alſo das höchſte Ideal der Menſchheit, welches wir, mit einem eigenthümlichen Ausdruck, die reine Menſchheit benahmen wollen.

So wie weder Aphroditens Herzen-ſchmelzende Weiblichkeit, noch Jupiters alles-überragender Männer-Adel, die höchſte körperliche Schönheit bilden, die wir allein in Apollo's Jünglings-Männlichkeit, verſchmelzen mit jungfräulicher Weiblichkeit, bewundern: eben ſo erfüllen weder Newton, als großer Denker, noch Göthe, als äſthetiſcher Künſtler und Empfinder, noch Friedrich als Held und Eroberer, das wahre Ideal der Menſchheit.

Wie viel müſſen wir hinzuthun zu Genie's, wie Voltaire, wie Mirabeau, um ſie achtungs- und liebenswerth zu finden? wie viel abziehen von Friedrichs mancher, von ihm ſelbſt eingeſtandenen ſchwachen oder tadelhaften Seite, um in unſerer Bewunderung für ſeine Geiſtesgaben und Großthaten nicht durch unangenehme Gefühle unterbrochen zu werden?

Um in einer oder mehreren Wissenschaften als großer Denker, in einer oder mehrerern Künsten als erfinderisches Genie und großer Künstler zu glänzen, wie einseitig, wie eingeschränkt muß sich da nicht meistentheils der Geist und der ganze Mensch bilden? Liegt nicht in eben dieser Einseitigkeit, dieser Eingeschränktheit großer Denker, Künstler und Helden die fruchtbarste Ursache der Sonderbarkeiten, Thorheiten und Verkehrtheiten, deren man sie meistentheils und mit Recht, von je her beschuldiget hat. Sagen wir nicht, durch die mannigfaltigsten Erfahrungen dieser Art belehrt, so allgemein-wahr, daß eine Welt voll lauter Genies und lauter Helden nicht bestehen könnte?

Denken wir uns, wie wir's uns mit dem erhabensten Geistesschwunge, dessen unsre Vernunft fähig ist, immer zu denken pflegen, eine allerhöchste Weisheit und Güte als den Urheber und Anordner dieses Weltalls und der menschlichen Dinge; so konnte es den Zwecken derselben, nach allen ihren andern uns bekannten Absichten, unmöglich angemessen seyn, lauter Genies oder Helden zu schaffen: wenn sie gleich in der Reihe menschlicher Begebenheiten einzelne Menschen von großer Denkkraft und kühnem Unternehmungsgeist sehr wohlthätig zu nutzen und

zur Beförderung ihrer weisen Absichten zu brauchen wuste.

Je mehr die Menschheit sich ausbildet und vervollkommnet: desto weniger braucht es grosser Revolutionen und gewaltsamer Umwandlungen der Dinge, wie sie da gewöhnlich durch grosse Geister und ausserordentliche Menschen hervorgebracht wurden: desto allgemeiner verbreitet, desto richtiger vertheilt sich die Masse nöthiger Einsichten und brauchbarer Thatkräfte des Willens unter allen Ständen und Klassen der Menschen: desto unnöthiger, und zugleich desto schwerer wird es auch, als Genie — oder als Held zu glänzen.

Wenn also weder blos Denken, noch blos Empfinden, noch blos Handeln, die Bestimmung des Menschen ausmacht: wenn vielmehr ein gewisses harmonisches Gleichgewicht in der Entwickelung und Beschäftigung dieser in uns schlummernden Kräfte, um einen Ausdruk der Mahlerey in die moralische Psychologie zu übertragen, als die wahre Haltung unseres Wesens, und als das unentbehrlichste Bedürfniß für das würkliche und thätige Leben angesehen werden muß; (weil der Mensch nur alsdann gleichsam ein harmonisches, in allen seinen Kräften und Anlagen mit sich selbst übereinstimmendes Ganze

bildet): bey welchem Grade der Bildung des Geiſtes und des Herzens werden wir jenes Gleichgewichts aller unſrer Kräfte am meiſten fähig ſeyn? Wir antworten: Wenn wir erleuchtet denken, zart empfinden, und edel handeln!

Genie und Heldenthatkraft ſind freilich durch ihre Natur weder mit einer aufgeklärten Denkungsart, noch mit zarter Empfindung, noch mit einer edlen Handlungsweiſe unvereinbar: es gab Genies, es gab Helden, die alle drey Elemente jenes harmoniſchen Gleichgewichts unſers intellektuellen Seyns meiſtentheils ſehr glücklich vereinigten.

Aber das hervorſtechende und außerordentliche der Denk- oder Empfindungs- oder Thatkräfte, wodurch allein nur große wiſſenſchaftliche Erfinder oder Dichter und Künſtler, oder Helden möglich ſind, giebt dem Geiſt allemal einen ganz natürlichen Ueberſchwung entweder für das Denk- oder für das Empfindungsvermögen, oder für die Willenskraft, und ſtört dadurch jenes harmoniſche Gleichgewicht. Eine gleiche, dieſem leztern höchſt ungünſtige Einſeitigkeit erfordert die wirkliche Ausbildung der Anlagen zum Genie oder Helden: indem ſelbſt die außerordentlichſten dieſer Anlagen, unbegünſtiget durch die äußern Umſtände,

und unangebaut durch vorzügliche Sorgfalt für ihre Entwickelung, auf immer, wie im Schlummer begraben liegen.

Wenn wir dagegen, ohne durch einen unwiderstehlichen Trieb für die einseitige Ausbildung der einen oder der andern, unter den genannten Kräften hingerissen zu werden, alle unsere Kenntnisse auf die Erleuchtung des Verstandes durch die wichtigsten und allgemein-brauchbarsten Wahrheiten anwenden, und die so erlangten Einsichten selbst wieder zur Veredlung und Beglückung unsrer Selbst und anderer benutzen: dann gelangen wir zu jenem harmonischen Gleichgewicht aller unserer Kräfte, zu jener glücklichen Uebereinstimmung unseres intellectuellen und moralischen Wesens in allen seinen verschiedenen Elementen: dann erfreuen wir uns der schönsten und wünschenswürdigsten aller Gaben, welche der Himmel seinen Lieblingen unter den Sterblichen darreicht, und wovon es nach allen Anlagen, die wir in der moralischen Welt getroffen sehen, sein ernster Wille ist, daß die gesammte Menschheit und jedes Einzel-wesen damit beglückt werden soll: wir erfreuen uns eines erleuchteten Geistes und eines edlen Herzens.

Aber freilich gehört es mit zu dem Verderbnis der moraliſchen opinion publique der cultivirten Menſchheit, (ich bitte um Verzeihung wegen dieſes aus der franzöſiſchen Revoluzion übertragenen Ausdrucks) daß wir auf außerordentliche Geiſtes- und Willenskräfte, daß wir auf Genies und Helden, einen ſo uneingeſchränkten, einen faſt unbedingten Werth ſetzen. Der Grund dieſer Bewunderung iſt, wie wir wiſſen, pſychologiſch-äſthetiſch, iſt in dem uns angebornen Gefühl für das große, ſeltene, ungewöhnliche zu ſuchen. Große Maßen, beſondere Geſtalten, befremdende Abweichungen von der Regel, in der Geiſter- ſo wie in der Körperwelt, erſchüttern, reißen, unterhalten die Einbildungskraft.

Der Anblick außerordentlicher Kräfte des Geiſtes, wie des Willens, an andern, erhöht auf einige Augenblicke das Gefühl unſerer eigenen: und die natürliche Bewunderung für dieſelben ſcheint uns von der Hand der weiſen Natur insbeſondre in der Abſicht eingeflößt zu ſeyn, uns zur Entwickelung der in uns ſchlummernden Anlagen und zur möglich-größten Erweiterung des Würkungskreiſes unſerer Thätigkeit anzuſpornen.

Alle äſthetiſche Kunſt, alle Darſtellungen der Redner, Dichter und Schauſpieler, der Mahler, Bild-

Bildhauer und Tonkünſtler ſind auf dem Gefühl für das groſſe, neue, ſeltene, auſſerordentliche, als auf ihrem Grunde, erbaut. Denn Gegenſtände dieſer Art allein reitzen, unterhalten, rühren, erſchüttern uns.

So wie aber die Sinnlichkeit bey dem Menſchen überhaupt herrſchender iſt, als die Vernunft, und dieſe von jener nur zu leicht überwältiget wird: ſo vergeſſen wir auch, nach dem, was wir ſchon oben anmerkten, über der äſthetiſchen Bewunderung für das groſſe und auſſerordentliche, der moraliſchen Schätzung des wahrhaft-heilſamen und edlen in dem Gebrauch und Aufwand ausgezeichneter Geiſtes- oder Willenskräfte, und werden, durch die genievollen und energiſchen Darſtellungen der Künſte, oder auch durch die Erzählung geſchichtlich wahrer Thatſachen, (gewohnt, bey allen noch ſo geiſt- und herzerhebenden Spielen unſerer Einbildungskraft, nichts, durchaus nichts in der Wirklichkeit um uns her verändert zu ſehen, oder auch ſelbſt verändern zu können) faſt zu nichts anderem angeregt, als zu einem gewiſſen unſtätten, unbeſtimmten Triebe nach Wechſel und Veränderung, zu einem gewiſſen Streben über den uns angewieſenen Glücks- und Pflichten-Kreis hinaus, zu übermäſſigen Wünſchen, überſpannten Planen und fantaſtiſchen

Hoffnungen: wir lernen das beſſere lebhaft ſchätzen, ohne unſer ſchlechteres dagegen austauſchen zu können: lernen den Beſitz des gegenwärtigen anekeln, ohne unſere Wünſche für das eingebildete verwirklichen zu können: wir finden uns ſo behaglich in der erdichteten Welt, um die Menſchen und die Dinge in der würklichen deſto bitterer zu haſſen.

Kurz: die gewiſſeſte, dauerndſte und faſt einzige Wirkung unſerer ſo genannten ſchönen Künſte iſt der Hang zum Abentheuerlichen, dieſer Hang, der Schärmerey und Flatterhaftigkeit in den Jünglingen, grundloſe Plan- und unbedachtſame Neuerungsſucht in dem männlichen, und Unzufriedenheit und Tadelſucht in dem Greiſen-Alter, ſo verderblich nähret.

Aus allem, was bisher geſagt worden, geht hervor, daß ein Charakter, der das Bild reiner Menſchheit zurückſtrahlen ſoll, mit keinen außerordentlichen, weder Geiſtes- noch Willenskräften ausgeſtattet, daß er weder Genie noch Held ſeyn darf, ſondern zwiſchen beyden äußerſten Endpunkten unſerer geiſtigen Energien die Mittellinie bezeichnen, das heißt, daß er ein Menſch — höchſtens von ausgezeichneten Gaben mit einem erleuchteten

Geiſt und mit einem edlen Herzen ſeyn muß.

Und einen ſolchen ſtellet uns Göthe in ſeinem Wilhelm Meiſter auf. Der Dichter ſchildert ſeinen jungen Fremd als einen Jüngling von leicht-anzuregender, feuriger Einbildungskraft, von zartem und ſtarkem Gefühl, von früher und nicht-unglücklicher Strebſamkeit, Dichter- und Schauſpieler-Talent zu entwickeln. Nirgends aber läßt er uns Proben einer wahrhaft-dichteriſchen, originellen Productionskraft von demſelben ſehen: nirgends läßt er ihn als Schauſpieler mit einem hinreißenden, alles-bezaubernden Beyfall empfangen oder beklatſcht werden. Er dichtet, und dichtet glücklich; aber nicht wie Göthe: er ſpielt die Rollen ſeines Schauſpiels mit Gefühl und Wahrheit, und nicht ohne Beyfall: aber er iſt weder Fleck noch Iffland. Selbſt ſeine Liebe für Marianens rührende Reize hat mehr zärtliches, wahres, inniges, wie es die Jünglingsliebe einer unſchuldigen Seele immer zu haben pflegt, als hohes, tragiſches, und noch weniger fantaſtiſch-überſpanntes.

Ein Jarno giebt ihm neue Ideen, belehret ihn; ein Serlo übertrift ihn an gewiſſen ſchätzbaren Einſichten, wenn gleich nicht an äſthetiſchem Gefühl, und feinem, richtigem Urtheil über das

wahre Weſen der Dicht- und Schauſpielkunſt: der Abbe und Lothario ſind ihm offenbar überlegen, jener als origineller Philoſoph, dieſer als erprobter Weltmann. Meiſter iſt ein Geiſt von vorzüglichem Talent: er iſt nicht Genie. Aber iſt er vielleicht Held? Nirgend ſetzt er uns in Erſtaunen oder in Bewunderung durch außerordentliche Anſtrengungen oder alles hingebende Aufopferungen; nirgend läßt ihn der Dichter ſeltene, große Schickſals-Kämpfe beſtehen: nirgend für unendliche, unerreichbare Plane übermäßige Kräfte anwenden. Seine Liebe für Marianen hat, wie wir ſchon bemerkten, eine ſeltene, aber keine erſtaunenswürdige Energie; es bleibt ihm ſo gar Muth und Entſchloſſenheit genug, ſie moraliſchen Rückſichten unterzuordnen. Seine Bemühungen und Aufopferungen für Mignon und den Harfner, für Unterhalt und Aufnahme der Schauſpieler-Truppe, ſind die Kraftäußerungen mehr einer edlen, als einer großen Seele: ſeine Plane zur Veredlung des teutſchen Schauſpiels und teutſcher Schauſpielkunſt, ſind nicht die Plane eines in's Unendliche, Ungeheure hinausſtrebenden Geiſtes. Das von ihm gewünſchte, geſuchte, und — vielleicht nur durch die Kunſt des Dichters — ziemlich glücklich-beſtandenen Abentheuer mit der Gräfin, gewiſſe Auftritte

mit Philinen, die ganze Beweglichkeit seines Herzens durch Weiber-Hand, die endliche Aufgebung seines Plans für Schauspiel und Schauspieler-Kunst; so wie insbesondere auch dies, daß er gleichsam vom Anfang bis zum Ende seiner Entwickelung das Spiel einer zu seinem Heil verbündeten, ihm unbekannten Gesellschaft ist: alles dies spricht, nach den erklärtesten Absichten des Dichters selbst, keinen Helden. Meister ist ein junger Mann von hellen Einsichten, erweitertem Geist, erhöhtem Kunstsinn, edlen Gesinnungen, und insbesondere auch von einer gewissen eigenthümlich-standhaften und nie erschlaffenden moralischen Energie. Jeder erleuchtete Geist, jedes edle Herz, kann sich durch diese Irrthümer täuschen, mit diesen Fehlern fehlen, zu diesen Leidenschaften verleitet werden; muß aber auch mit diesen Kräften gegen seine Irrthümer, Fehler und Leidenschaften ankämpfen.

Meister ist weder Genie noch Held: aber er handelt, auf der Wage moralischer Würde gewogen, größer als beyde: er bezieht alle seine Kenntnisse auf Erleuchtung des Geistes durch die Erkenntniß des wahren, guten und schönen: und wuchert dann mit derselben zur Veredlung und Beglückung seiner selbst und anderer.

* * *

Denſelben Geiſt moraliſcher Veredlung hat der Dichter in den Charakter der ſchönen Seele gebracht, deren Geſtändniſſe er uns in dem ſechſten Buch liefert, und in welcher er, wie er's in dem letzten Theil der Lehrjahre ſelbſt andeutet, ein Beyſpiel eines überbildeten Moralſinnes aufſtellen wollte. Alle rein-religiöſe Schwärmerey, ſo wie ſie ſich da in der zarten Seele eines Fenelon, eines Rowe äußert, iſt nichts anders, als Ueberſpannung des Moral-Gefühls, welches in dem Umgange mit Gott und höhern Weſen und in der Welt des Ueberſinnlichen ſeine höchſten Zielpunkte ſucht: das Ideelle des Moral-geſetzes, nemlich, wie es da der groſse Stifter der Kritiſchen Philoſophie ſehr richtig entwickelt hat, täuſcht die Seele ſo leicht bis zur Verwirklichung; die, ſo getäuſcht, dasjenige auſſer ſich ſucht, was eigentlich in ihr liegt, und das zurückgeſtrahlte reine Bild ihrer eignen ſchönen Geſtalt für ein beſonderes, ſelbſtſtändiges Weſen, und das nicht-ſinnliche für überſinnlich hält. Daher waren (was das Jahrhundert des Unglaubens ſich ſchwerlich wird überreden laſſen) alle rein-religiöſe Schwärmer allemal ſehr moraliſche-edle Menſchen: und die

ſo genannte Myſtik hat um die Verfeinerung des Moral-ſinnes ſehr weſentliche Verdienſte, die von den Philoſophen bis dahin noch nicht genug anerkannt worden. Aber ſo wie, nach unſern bisherigen Erläuterungen, Kunſtſinn den Dichter und Künſtler, Thatkraft den Helden, ſehr oft über die heiligen Schranken der Moral hinausreißen: ſo tritt durch religiöſe Schwärmerey der Moralſinn über ſeine eignen Schranken hinaus, und erweitert ſich, gleichſam auf Koſten des Kunſtſinnes, oder der Denkkraft, und nicht ſelten ſogar auf Koſten edler moraliſcher Thätigkeit. *)

Denn ſo ſonderbar auch der letzte Zug in dem Charakter religiöſer Schwärmerey ſcheinen mag: (indem moraliſche Veredlung offenbar der Strebe-Punkt aller Myſtik iſt; und grade dieſen verliert hier die Seele aus den Augen) ſo iſt er doch durch die Geſchichte der Myſtiker, und ſelbſt der achtungswerthen unter ihnen, hinlänglich beſtättiget; und Göthe ſelbſt winket denſelben in den Geſtändniſſen der frommen Seele an verſchiedenen Stellen. Der Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung iſt kein andrer,

*) Myſtiker verſinken nemlich oft in eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Pflichten der Menſchheit,

als der: daß die, durch die Verwirklichung ihrer eigenen Ideale getäuschte Seele an diesen Idealen, die ihrem eigenthümlichen Schwung für das geistige so einzig schmeicheln, so einzig hängt, und die wenig-befriedigende Wirklichkeit, die überhaupt für Geister solches Schwunges etwas gemeines hat, darüber vernachläßigt: so wie ein großer Theil von Menschen oft vielmehr an erträumten Hoffnungen der Zukunft, als an wirklichen Gütern der genusvollen Gegenwart hängt.

Bewunderungswürdig-fein psychologisch hat der Dichter (Siehe Sechstes Buch) den Moment gezeichnet, wo die schöne Seele aus dem Dunkel der Mystik in die helle Welt der Philosophie über Natur und Kunst hinüberblickt, und ihre religiöse Gefühle durch deutliche Begriffe aufklärt. Weislich läßt er's unbestimmt, ob sie in der Folgezeit mehr der Philosophie oder der Mystik treu geblieben? Seelen dieser Gattung ist es selbst, und vielmehr noch dem fremden Beobachter, schwer, von dem eigentlichen Zustande ihres Geistes Rechenschaft abzulegen, und zu sagen: ob in der dunklen Helle, und dem hellen Dunkel, welches die Mystik allemal über die Seele verbreitet, mehr Tag oder mehr Nacht herrsche? Doch scheint der Dichter nicht unverständlich anzudeuten,

daß Myſtik fortdauernd, auch nach jenen momentanen Blitzen von Philoſophie, der herrſchende Grundton der ſchönen Seele geblieben: worin er eben ſo glücklich die Natur copirt hat. Leichter iſts, kann man ſagen, einen moraliſchen Sünder zu bekehren, als eine myſtiſche Seele bis auf den Grund zu erleuchten: denn der ganze Umfang der ſinnlichen Natur, die man ſie kennen lehrt, bietet ihr nichts zum Erſatz des Ueberſinnlichen dar, aus deſſen Beſitz man ſie heraustrieb; und von jenen, über alles ſchätzbaren, Gütern bleibt nichts als ein ungeheurer, leerer, ewig-unausfüllbarer, Raum, vor welchem der einſt ſo reiche Geiſt nicht anders als bange zurückſchauern kann. Ein ſolcher Geiſt gleicht einem, vom Thron geſtürzten, Könige: unvergeßlich iſt ihm ſeine einſt-beſeſſene Größe. Dem Verfaſſer von Meiſters Lehrjahren wird es übrigens jeder moraliſche Pſychologe danken, daß er am Schluß eines Jahrhunderts, vor deſſen Leichtſinn und Unglauben, (ſo oft verdeckt mit der ſchmeichelnden Ueberſchrift: „Aufklärung",) nichts weniger Verzeihung findet, als religiöſe Schwärmerey, dieſes in ſeiner Art einzige, jedem Philoſophen höchſt merkwürdige Phänomen des menſchlichen Geiſtes, aus einem Geſichtspunct gezeigt und dargeſtellt hat, der eben ſo wahr, als

ſchön iſt, und den die kleinen Seelen vieler unter den allerneueſten Theologen kaum zu faſſen fähig ſind. Vielleicht giebt es in dem Charakter der ganzen Menſchen-Natur keinen bedeutungsvollern und keinen erhabnern Zug, als den Hang zur Myſtik, von dem jeder unverdorbene Menſch etwas hat.

Aber — für gewiſſe Wahrheiten, wenn ſie von den Hörern, oder Leſern mit der ganzen Fülle ihrer Kraft vernommen werden ſollen, giebt es, ſo wie für eine große Muſik, wenn ſie mit jedem erhabenſten und jedem feinſten Ton, nach ihrem Geſamt- und nach jedem Einzel-Eindruck, ins Ohr fallen ſoll, nur gewiſſe Oerter, wo ſie geſagt werden müſſen. Und dieſer Ort iſt nicht grade hier.

Ein rein-moraliſcher Charakter, rein von religiöſer Schwärmerey, und (ſo wie ihn uns wenigſtens der Dichter erſcheinen läßt) rein ſelbſt von Schwachheiten der Triebe und Leidenſchaften, iſt „Natalie.“

Was Wilhelm von dem gemahlten Bilde der ſchönen Seele der Tante Nataliens, zu der letztern ſagt: „das Bild gleicht Ihnen im allgemeinen, recht ſehr gut, doch ſind es weder Ihre Züge, noch Ihr Charakter“: das können wir ſehr ſchicklich auf den Geiſtes-Charakter dieſer

beyden edleren Originale von ſchönen Weiberſeelen anwenden.

Wäre Natalie, ſtatt Niece, die Tante der ſchönen Seele und dieſe ſtatt der Tante die Niece Nataliens geweſen, und hätten zugleich ein zarter Körperbau, und eine einſeitige Bildung — Nataliens Geiſt eben ſo eingeſchränkt, wie nun den Geiſt der ſchönen Seele: ſo würden, nach allen Zügen der Göthiſchen Darſtellung, Tante und Niece ihre Geiſtescharaktere gewechſelt und jene die rein moraliſche Seele, dieſe — der Myſtiker geworden ſeyn. Aber nun merkte die Niece ihrer Tante zu viel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, und eine gewiſſe ſittliche und religiöſe Aengſtlichkeit (es ſind die eignen Ausdrücke Nataliens) als kleine Flecken ab, wiſchte dieſe aus ihrem eignen Geiſt weg, und ward — Natalie. Beyde Seelen ſind von einem Grundſtoff: die äußern Umſtände allein modelten dieſen ſo, jenen anders: aber auch in der verſchiedenen Form fällt dem Auge noch die treffendſte Aehnlichkeit auf. So ſagen wir von Mutter und Tochter, die ſich ſehr ähnlich ſind: dieſe Mutter war einſt eine ſolche Tochter! und dieſe Tochter wird einſt eine ſolche Mutter werden! (Künftigen Moral-pſychologen werden dieſe Bemerkungen über die Aſſimilazion der Geiſter z. B. eines Horaz und eines

Ramler, eines Alexander und eines Karl XII, nicht unbrauchbar seyn.)

„Sie haben sich, (sagt Wilhelm zu Natalien) sie haben sich, man fühlt es Ihnen an, wol nie verirrt: sie waren nie genöthiget, einen Schritt zuviel zu thun.“ Dies ist ohne Zweifel das höchste, was von einem moralischen Charakter gerühmt werden kann: und Natalie setzt mit der, reinen Seelen eigenthümlichen, Freymüthigkeit, (die eben, weil sie Eitelkeit verschmäht, auch ihr eignes Lobenswürdige anerkennt) hinzu: „Das bin ich meinem Oheim und dem Abbe schuldig, die meine Eigenheiten so gut zu beurtheilen wusten.“

Und **welches sind die schönen Züge dieser moralischen Engelgestalt?** Tiefe Empfindsamkeit für die Bedürfnisse und Leiden der Menschheit, für jedes zufällige oder verschuldete Misverhältnis in der moralischen Welt; eine unermüdet thätige Strebsamkeit, diese Misverhältnisse auszugleichen, jene Bedürfnisse zu befriedigen, jene Leiden zu mildern. „Das Kind, das noch nicht auf seinen Füßen „stehen konnte, der Alte, der sich nicht mehr „auf den seinigen erhielt, das Verlangen einer „reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit „einer andern, die ihrigen zu erhalten, jedes „stille Verlangen nach einem Gewerbe, den

„Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hun„dert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, dieſe „überall zu entdecken, ſchienen meine Augen von „der Natur beſtimmt“.

Nicht wahr? wir hören da einen milden, wohlthätigen Schutzgeiſt ſprechen, den, nach dem ſchönen Glauben der Alten, die Götter den ſchwachen Sterblichen zur Unterſtützung ihrer Schwachheit an die Seite geſetzt, und der hier mit einem Munde, welcher nur holde, tröſtende Worte ſpricht, die Zwecke ſeiner Sendung unter die Menſchen verkündiget.

Voll tiefer Bedeutung iſt es, wenn Natalie gleich darauf hinzuſetzt, daß die Reize der leblosen Natur, und noch mehr die Reize der Kunſt geringe, oder gar keine Wirkung auf ſie äußerten, und daß die Auffindung von Erſatz, Mittel, Hülfe gegen Mangel oder Bedürfnis der Menſchheit ſie faſt einzig vergnügte, ſo wie einzig beſchäftigte.

Treffend wahr bemerkt Kant, daß reines Wohlgefallen an Naturſchönheiten mit dem Moralgefühl am nächſten verwandt iſt; und daß Seelen, von jenem durchdrungen, meiſtentheils auch für jede Menſchenpflicht ſehr zart empfinden. Aller wohlthätige Einfluß der Natur durch Kunſtſchönheiten, (wir wollen ſagen, ächter Darſtellung durch Rede, Dichtkunſt,

Mahlerey, Ton- und Schauspielkunst) beruht auf der innigen Verwandschaft zwischen unserm angebornen Sinn für das Schöne und für das Gute: wenn gleich Erfahrung und Wirklichkeit uns beyde, leider! nur zu oft, durch eine ungeheure Kluft getrennt zeigen.

In einer so durchaus reinen und originalmoralischen Seele dagegen, in einem moralischen Genie (möchte ich fast sagen,) als uns der Dichter in Natalien aufstellt, kann der Moralsinn auf eben die Art über das Gefühl für das Schöne der Natur oder der Kunst das Uebergewicht behaupten, als in mathematischen oder dichterischen Genies der Kunstsinn für Mathematik und dichterische Darstellung überschwenglich ist, und alle andern Fähigkeiten und Neigungen der Seele gleichsam verschlingt. Der moralischen Bedürfnisse, denen abgeholfen, der Leiden, die gemildert werden sollen, sind so viele, und die Strebsamkeit dafür wird so mannigfaltig und so dringend aufgerufen, erfordert einen so fortgesetzten Kraft-Aufwand, daß selbst das, nächst dem Gefühl für das Gute, edelste, und wohlthätigste unserer Natur, das Gefühl für das Schöne nämlich, aufgeopfert werden, ja fast unausgebildet bleiben muß. Zu geschweigen, daß die lebenlose Natur, und noch leblosere Kunst, selbst in ihren energievollsten und

erhabenſten Kraftäußerungen, nichts, durchaus nichts vergleichbares haben mit dem Adel und der Würde freyer, moraliſcher Geſchöpfe, und daß derjenige, der ſich (wie Natalie) mit Geiſt und Herz auf dieſe Seite wendet, gar leicht gleichgültig, durchaus gleichgültig gegen jene werden kann. Daher zählen wir dieſe Gleichgültigkeit Nataliens gegen die Reitze der Natur und der Kunſt mit Recht zu den bedeutendſten Zügen ihres Moralgenies.

* * *

Alle ſo genannten Werke der Liebe betreffen immer nur einzelne Bedürfniſſe, oder einzelne Gebrechen an dem Menſchen: nichts trift den ganzen Menſchen, nach Körper und Geiſt, nach Geiſt und Herz, nach Sitten und Schickſalen, nach Gegenwart und Zukunft, ſo innig, ſo allſeitig, als Erziehung und Geiſtesbildung. Nataliens ſüßeſte und vorzüglichſte Beſchäftigung iſt es, junge Mädchen zu erziehen, und, um ihren eignen Ausdruck zu brauchen, ſie zum Guten und Rechten zu bilden. Und welche Erzieherin! Die es ſo ganz beherziget, „daß, wenn man ein Kind nennet, man nicht den Gegenſtand, ſondern ſeine Hoffnungen ausſpricht.“ Aus welcher an-

dern Schule werden der Menschheit süßere und gewissere Hoffnungen sprossen, als aus dieser, wo eine Lehrerin von diesem Geist und diesem Herzen junge Geister und zarte Herzen bildet?

Menschen von streng-moralischen Sitten und festen Grundsätzen dulden selten auch nur Schwachheiten, und noch weniger Laster an andern: am allerwenigsten aber Grundsätze, welche denen, die sie nähren, und vielleicht noch mehr denen, die durch sie nach diesen Grundsätzen sich bilden, verderblich werden könnten. Nicht so Natalie. Der Abbe hat schnurstracks entgegenlaufende Grundsätze, und eine ganz entgegengesetzte Erziehungsweise: nach der ihrigen ist alles bestimmt, abgemessen, Regel; und man kann nicht früh genug eilen, die zarte Natur in diese Regel zu schmiegen: „wie ich die Menschen sehe, sagt sie einmal, scheint in unsrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden-ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann.“ Bey dem Abbe dagegen ist alles lose, locker, unbestimmt; und man muß jeden Menschen durch eigne Abweichungen von der Regel die Regel selbst finden, und sich nur desto sicherer darnach bilden lassen. So verschieden denken, handeln beyde: und Nataliens eigner Bruder wird von dem Abbe nach dieser,

dieſer, ihm ſelbſt mehr gefährlich als heilſam ſcheinenden Methode erzogen. Aber mannichfaltige Erfahrungen von der Vielſeitigkeit und Bildſamkeit der Menſchen-natur haben ſie gelehrt, eine ſolche, der ihrigen ganz entgegengeſetzte, Erziehungsmethode wenigſtens als Verſuch zu dulden. Denn nach allem liegt die einzig-wahre Pädagogik zwiſchen beyden in der Mitte: und einige Geiſter kann man nicht früh, andre nicht ſpät genug in die Feſſeln der Regel ſchlagen: einige bedürfen des Zaums, andre des Spornes.

Dieſelbe Erweiterung des Geiſtes, dieſelbe Veredlung des Herzens, ſpricht in allen ihren Reden, in allen ihren Beobachtungen über Natur, Kunſt und Menſchenbildung.

In Hinſicht auf die letztere — billig der Lieblingsgegenſtand einer ſolchen Denkerin — äußert ſie folgende Betrachtungen, (über die Rouſſeau in ſeinem Aemil commentirt haben würde,): „Wie oft macht der gute Menſch ſich „Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt „habe: und doch, wenn nun eine ſchöne Natur „ſich allzugut, allzugewiſſenhaft bildet, ja, wenn „man will, ſich überbildet, für dieſe ſcheint „keine Duldung, keine Nachſicht in der Welt „zu ſeyn.“

Wohl muß man von einer höchſt veredelten Natur ſeyn, um eine moraliſch-überbildete Natur, muß eine Natalie ſeyn, um eine ſchöne Seele (denn von dieſer redet ſie hier ins beſondre) nach ihrem wahren und vollen Werth ſchäzzen zu können. Eben dieſer Tante legt ſie bey — „eine Reinlichkeit des Daſeyns, nicht allein „ihrer ſelbſt, ſondern auch alles deſſen, was ſie „umgab; eine Selbſtſtändigkeit ihrer Natur und „die Unmöglichkeit, etwas in ſich aufzunehmen, „was mit der edlen, liebevollen Stimmung „nicht harmoniſch war.“

Ich finde bey keinem Moral-pſychologen, ich finde ſelbſt in Meiſters Lehrjahren, keine Stelle, wo uns der Verfaſſer, als Denker und als Empfinder, ſo tief, und zugleich ſo klar die reine, unverderbene, natürlich-edle, und durch eigne Anſtrengung veredelte Menſchennatur gleichſam bis auf den Boden durchſchauen ließe, als dieſe, — ich ſetze die Ausdrücke, um ſie mir deſto tiefer einzuprägen, unverändert, noch einmal her, von der „Reinlichkeit unſeres menſchlichen Daſeyns, von der erhabenen Selbſtſtändigkeit unſerer Natur, und der Unmöglichkeit, etwas in uns aufzunehmen, was mit der edlen, liebevollen Stimmung nicht harmoniſch iſt.“

Schmutz, Unreinigkeit des Geistes und des Herzens ist jede Thorheit, jedes Laster, und jede Unregelmäßigkeit, der wir uns überlassen: sie entstellen das schöne, engel-reine Antlitz unsrer besseren Natur, deren ewig-helle, unverlöschbare Züge uns das Gewissen (oder der Moralsinn, oder wie wir's sonst nennen wollen), wie ein Spiegel vorhält, damit wir unsre wirklichen Gesinnungen und Handlungen darnach regeln, und gleichsam schmücken. Denn durch edle, feste, sich selbst immergleiche Gesinnungen und Handlungen wird der Mensch allein nur ein Selbst, das heißt, ein von Eindrükken der Sinnlichkeit, von äußern Umständen und Zufälligkeiten unabhängiges, wahrhaft-moralisch-freyes Wesen, und steht da, er, eine der bedürfnisvollsten und abhängigsten aller Naturen, als ein durch sich selbst bestimmtes, vollendetes Ganze. Alles, was jenen Gesinnungen, jenen Handlungen widerspricht, ist ihm unmöglich, in seiner Natur aufzunehmen: es ist wie ein Ohr- und Herz-zerreißender Mißklang in einem melodischen Konzert.

Eine solche feine Denkerin und zarte Empfinderin, wie wird sie sich in denjenigen Momenten zeigen, wo jeder noch unentwickelte Keim in dem Menschen sich entfaltet, und jeder entfaltete Blüthe windt Wie wird sie liebend

Eben hier war es, wo der Dichter Epikuriemus und Platonismus, die alten Sagen von Phyſik und Moral der gewaltigſten und der ſanfteſten, der zuſammengeſetzteſten und der einfachſten aller menſchlichen Leidenſchaften, durch die feinſten Schattirungskünſte eines Guidoniſch-ſanften und Raphaeliſch-ſtarken Pinſels darſtellen, entwickeln und auflöſen könnte!:

So — wir: ſo — nicht der große Dichter.

„Sie haben wol nie geliebt?“ frägt Wilhelm Meiſter Natalien.

und ihre Antwort?

„Nie, oder immer.“

Dies Wort iſt der bedeutendſte und faſt einzig-hervorſtechende Zug, den uns des Dichters Hand aus den Tiefen dieſer einzigen Seele über die wichtigſte aller Herzenslagen in das Auge ſpringen läßt.

„Nie oder immer“

hat ſie geliebt. Ein kurzes, aber vielſinniges, viel-umfaſſendes Wort. Ihr ganzes Weſen, ihr Thun und Weben — was war es denn anders, als Harmonie, Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit allen edlen, unverdorbenen Weſen der Natur um ſie her? ja was war es anders, als Liebe?

Sie hatte immer geliebt.

Aber Männerliebe, aber Geſchlechtsliebe!!

Wenn dieſe nichts anders iſt, als jene unſelige Leidenſchaft, die den ungeſtümen Jüngling zum Verführer, das ſchwache Mädchen zur Verführten macht, dann, ja dann freilich hatte Natalie —

nie geliebt.

Wenn dagegen auch Geſchlechtsliebe, um mit dem ſchönen Alterthum zu reden, nur ein Laut jener ewigen Harmonie iſt, wodurch alle Weſen, wie zum Einklang verbunden werden, ein Laut, in welchem zwey verſchiedene Töne melodiſch zuſammenſchmelzen: dann kann für Nataliens Herz auch Geſchlechtsliebe nichts außerordentlich überraſchendes ſeyn. Dann gilt es auch in dieſer Rückſicht von ihr, daß ſie — immer geliebt.

„Nie oder immer“

bedeutend genug, um uns zu winken, daß in Nataliens Herz auch Geſchlechtsliebe mit jenem ihr eigenthümlichen, moraliſchen Geiſtesſchwunge tingirt ſeyn werde. Und was wollen, was brauchen wir mehr zu wiſſen? Grade dadurch, daß der Dichter uns nichts weiter darüber ſagt, hat er uns alles geſagt.

„Ja Freund, ſagt ſie zu Meiſter, der in der äußerſten Verlegenheit wegen ſeines, der Auflöſung nahen, Verhältniſſes zu Thereſen, Nataliens ganzes Vertrauen auffordert, und dem ſie

kurz vorher betheuert hat, daß ihr Glück nur das Glück ihres Bruders Lothario seyn kann. „Ja Freund, sagt sie lächelnd, mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit: „es ist vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen „sage, daß alles, was uns so manches Buch, „was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, „mir immer nur als ein Mährchen erschienen sey.“

Wie wahr! wie würdig der feinen Denkerin und zarten Empfinderin! Die Liebe ist nicht, was Schwärmerey sie dem Jünglinge, was tändelnde Vergnügungssucht sie dem Weltmanne, was Eigennutz und Eitelkeit sie dem Selbstsüchtigen scheinen macht: sie ist nicht blos Epikurismus, und nicht blos Platonismus; nicht blos physisch, und nicht blos moralisch: sie ist die Schwärmerey des Nüchternen, das Vergnügen des Edlen, der Eigennutz des Grosmüthigen: sie liegt zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Physik und Moral in der Mitte: nicht einige, sondern alle Energien unserer Natur, nicht ein Theil des Menschen, sondern der ganze Mensch, äussert sich in dieser sonderbarsten aller Leidenschaften.

Wenn Dichter die Liebe anders ſchildern oder Philoſophen ſie anders erklären: ſo gehören jene Schilderungen zu den mannigfaltigen Uebertreibungen erhitzter Phantaſien, und dieſe Erklärungen zu den mannigfaltigen Irrthümern der ſtolzen Commentatoren der Natur.

Natalie denkt, empfindet, handelt, wie es die Natur mit ſich bringt. Schon die alten Philoſophen führten alle Moral ſehr richtig auf den Grundſatz zurück: Lebe der Natur gemäß: (naturae convenienter vive)

Wenn der Dichter im folgenden uns von Natalieus Liebe zu Meiſter weniger wiſſen läßt, als es die Neugier gewiſſer Leſer gewünſcht hätte: ſo wollte er damit dieſen den Wink geben, daß man an ausgezeichneten Charakteren auffallende Unterſcheidungen nicht grade da ſuchen muß wo es auf eine gewiſſe allgemeine und allgewöhnliche Empfindungs- und Handlungsweiſe oder Leidenſchaft, wie hier z. B. die Liebe gewis iſt, ankömmt. Er macht hier durch ſeine eigne Charakter-Darſtellung wahr, was er den Lothario von auſſerordentlichen Charakteren überhaupt bemerken läßt. „Daß ſie ſich in gewöhnlichen Dingen nur um deſto mehr in das Alltagsgleis fügen, je weiter ſie in wichtigen und auſſerordentlichen aus demſelben heraustreten.“

Nächſt der moraliſchen Natalie zieht die ökonomiſche Thereſe unſre Aufmerkſamkeit an ſich; ohngefähr, ſo wie, nächſt der Beobachtung des heiligen Sittengeſetzes, Lebensweisheit das weſentlichſte Erfordernis eines preiswürdigen Menſchen-Lebens iſt.

So wie es ein eignes Ideal von phyſiſcher weiblicher Schönheit giebt, ſo auch von moraliſcher. Und hier, geſtehen wir's unverhohlen,: (denn Wahrheiten, die der Mund der Natur ſelbſt, laut, laut ausſpricht, kann, darf, muß kein Schriftſteller verhehlen).: Kein Weib iſt moraliſch, moraliſch-vollkommen, die nicht weiſe Haushälterin und fromme Kinder-Mutter iſt.

Mögen uns einſeitige und paradoxe Schriftſteller und Schriftſtellerinnen noch ſo viel überſchwatzen wollen von der völligen Gleichheit männlicher und weiblicher Geiſtes- und Körperanlagen: mögen ſie die — faſt möcht' ich ſagen — neu-aufgefundene Rechte des Menſchen, noch ſo ſcheinbar geltend zu machen ſuchen für die Verpflanzung des weiblichen Geſchlechts aus der Kinderſtube und dem Speiſezimmer in die Regiſtraturen, in die Canzeleyſtuben und gelehrte Hörſäle: männliches Genie, männlicher Scharfſinn, männliche Geſchäftigkeit an einem Weibe wird unſerm Gefühl immer

und immer ſo fremde bleiben, wie eine ſtarke Habichtsnaſe an einem ſchönen Weiber-Kopf! Verſchönern, veredlen können ſich Weiber durch die angeführten Männer-Tugenden. Sobald ſie ihnen aber Hauptſache werden; ſo bald ſie auf dieſelbe Anſprüche gründen wollen, wodurch ſie ſich über weiſe Haushälterinnen und fromme Kinder-Mütter erheben; ſo ſtoßen ſie uns zurück, und unſer Herz wünſchte, ſie für den Beſitz dieſer Tugenden derer des unſrigen entbehren zu ſehen.

Geiſt der Klugheit, Geiſt der Klarheit, der Beſtimmtheit und des Scharfſinns für alles, was dem Auge nahe liegt — das ſind die eigenthümlichen intellectuellen Anlagen der Weiberſeele. Wollte man es uns erlauben, das Verhältnis des männlichen Geſchlechts zu dem weiblichen in Hinſicht auf ihre gegenſeitigen Geiſtesanlagen und eigenthümlichen Thätigkeitskreis bildlich einzukleiden, und uns dazu der Anſpielung auf eine ſehr bekannte Geſchichte zu bedienen: ſo würden wir ſagen: Wenn der Mann über ſeinen gelehrten Unterſuchungen, politiſchen Entwürfen, oder Kosmopolitiſchen Schwärmereyen, Gefahr läuft, ſeinen Weg auf Erden zu verlieren, und in die Grube zu fallen: ſo muß ihn das Weib, vermöge jenes ihr eigenthümlichen Gei-

ſtes, davor zu bewahren; oder, wenn er vielleicht ſchon hineingefallen wäre, geſchickt wieder herauszuziehen wiſſen.

In Thereſen nun ſtellet uns Göthe das Ideal eines intellectuell-ausgebildeten Weiber-charakters und einer vollkommenen Haushälterin auf.

Meiſter bewundert an Thereſen „ihre Kenntnis, Klarheit, Beſtimmtheit und Gewandheit, in jedem Fall Mittel anzugeben.“ Und eben dies iſt jener wahrhafte Weiberverſtand für alles, was dem Auge nahe liegt.

Wir (Männer) lieben das allgemeine; die Weiber das beſondre: wir gehen auf die Urſachen zurück; ſie bleiben meiſtentheils bey den Wirkungen ſtehen: wir ſprechen von Verbeſſerungen in der Haushaltung; ſie machen ſie. Vielleicht ward noch kein Verbeſſerungsplan in einem Hausweſen ſelbſt von dem einſichtsvollſten und wirthſchaftlichſten Mann entworfen, an welchem nicht eine geſchickte Hausfrau, eine Thereſe, noch manches abzuändern, hier — gleichſam zu verkürzen, dort zu verlängern, hier wegzulaſſen, dort hinzu zu thun fand. Denn das iſt weiblicher Geiſt des Details. Daher pflege ich zu ſagen: Weiber ſind geborne Regenten.

„Wie eine junge Ente gleich das Waſſer ſucht, ſagt Thereſe, ſo war von der erſten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinheit des Hauſes ſchien ſelbſt da ich noch ſpielte, mein einziger Inſtinkt, mein einziges Augenmerk zu ſeyn.“

Pflicht und Tugendliebe bilden Ordnung und Reinheit in unſerm beſſeren Selbſt: und Ordnung und Reinheit in den Dingen, die uns umgeben, ſtrahlt dieſe innere Harmonie gleichſam nach außen zurück. Die Seele drückt den Gegenſtänden ihre eigne ſchöne Geſtalt auf.

Thereſe und Natalie ſind durch die Grundſtimmung des Geiſtes verwandter, als wir's auf den erſten Anblick glauben würden: in beyden wirkt derſelbe Geiſt der Harmonie; in Natalien wirkt er mehr nach innen; in Thereſen mehr nach außen: durch jenes wird Natalie ein moraliſches, durch dieſes Thereſe ein ökonomiſches Genie.

Wir hörten ſo gern Reflexionen über Selbſtbildung, Veredlung, und innere Harmonie des Menſchen von Nataliens Engellippen: wen könnten wir wahrer, treffender urtheilen hören über Haushaltung, Reinlichkeit und äußerliche Ordnung, als Thereſen?

Goldne Worte, werth, auf jeden Hauskalender mit jedem Jahr als Motto gesetzt zu werden sind es, wenn sie sagt:

„Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weis: vielhabend zu seyn ist eine lästige Sache, wenn mans's nicht versteht."

„Das Gesinde muß eine Haushälterinn beobachten, wie ein Falk: denn im Vorbeygehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung."

„Niemand will dienen, nicht einmal sich selbst.

Dieser letztere Ausspruch allein schon würde Theresen bey jeder erfahrnen Hausfrau die Meinung einer guten Haushälterin erwerben: wofern anders diese scharfen und schlauen Prüferinnen sich jemals an bloßen Worten genügen ließen. Aber einen so wahren und oftgeseufzten — Stoßseufzer aller edlen Wirthschafterinnen, den das Betragen des Gesindes ihnen abpreßt, enthält dieses Wort. Denn in der That! der Mensch ist bey seinen bestimmtesten Anlagen zur Thätigkeit, ein sehr lässiges und träges Geschöpf, besonders in allem, was Pünktlichkeit in kleinen Dingen betrift, die, wie bekannt, die wahre Gesinde-Tugend ist.

Das Große reizt, spannt, unterhält: das Kleine langeweilt, verdrießt, erschlafft uns: ein großer Theil der Menschen lebt, moralisch-

ſchlecht, und ein eben ſo groſſer, ökonomiſch-ſchlecht, und viele — beydes zuſammen, blos, weil jene ſich nicht in die kleine Moral des Lebens (la petite Morale, wie der Franzoſe ſich ſehr treffend ausdrückt) dieſe nicht in die kleinen Hausangelegenheiten fügen können, oder fügen wollen.

Da es jedem Dichter angelegen ſeyn muß, den von ihm dargeſtellten Charakteren ſeines Jahrhunderts auch deſſen veredeltes Coſtum zu leihen; (wie denn der Dichter überhaupt niemals die gemeine, ſondern eine veredelte Natur zeichnet;) ſo gab Göthe mit Recht Thereſen ein gewiſſes Maas von Verfeinerung und von Erweiterung des Geiſtes, wie es freilich unſern gewöhnlichen Haushälterinnen nur ſelten zu Theil wird, ſo ſelten zu Theil wird, daß Thereſe, wie ſie da der Dichter gezeichnet hat, Gefahr läuft, von den mehreſten unter den ſchönen Leſerinnen des Wilhelm Meiſter, mit verkniffener Lippe und zum feinen Hohn verzogenem Munde, „eine doch gar zu philoſophiſche Haushälterinn“ genannt zu werden. Aber in Tagen, wie die unſrigen, wo vermittelſt des allgemein-verbreiteten Leſe-geiſtes gewiſſe allgemeine Wahrheiten der Philoſophie und gewiſſe kosmopolitiſche Anſichten der Dinge gar nicht ſelten bis in den Kopf des ge-

meinen Mannes, und noch viel eher bis zur Kunde feinerzogener und gebildeter Weiber kommen, kann ein solcher Zug von Erleuchtung und Erweiterung des Geistes, wie ihn da der Dichter in Theresens Charakter zu nuanziren gewust, wohl nicht mehr für abentheuerlich oder übertrieben gelten. Des philosophischen und kosmopolitischen Lothario's Umgang allein schon hätte in dem natürlich-feinen Geist Theresens so — aufräumen, und dieses Licht verbreiten können! zu geschweigen, daß jene allgemeine Wahrheiten der Philosophie nicht auf den abgelegenen und labyrinthischen Seitenpfaden tiefsinniger Spekulazion, sondern auf der grossen Heerstraße des schlichten Menschensinnes liegen.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher Therese Lothario's feine Beobachtungen über Menschen und Menschen-Leben angehört hat, so daß sie die ächt philosophische Gränzbestimmung männlichen und weiblichen Geschäftskreises (S. 89 — 92 4r. Band) in ihrer Erzählung an Meister höchst glücklich wiederzugeben vermag, beweiset den ausgezeichneten Grad ihres Geistesschwunges für Betrachtungen dieser Art.

„Was der Mensch durch konsequente Anwen„dung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Gel„des, selbst durch geringscheinende Mittel für

„ungeheure Wirkungen hervorbringen könne,“ darüber sagt sie selbst, hörte sie den Lothario vor andern gerne sprechen.

Daher ist es auch ein sehr natürlicher Zug an ihr, daß Sie (S. 63) gerne spricht. Tiefe spekulative Denker sind selten gesprächig: weil die Gegenstände ihrer Untersuchungen zu weit außerhalb dem Gesichtskreise gewöhnlicher Denker und Sprecher liegen, und daher wenig mittheilbar sind. Leute dagegen, die, wie Thereſe, über populaire und anschauliche Gegenstände, dergleichen z. B. die zum praktischen Leben gehörigen sind, klar und bestimmt denken, wie Thereſe, sind meistentheils auch sehr gesprächig: weil alles Denken schon an sich zur Mittheilung einladet, und die Sprache eine Art von Canal ist, durch welchen jeder Gedanke durchfließen muß, um sich selbst gleichsam zu läutern und abzuklären: weil die Gegenstände ihres Denkens von der mittheilbaren Gattung sind, und leicht Theilnehmer finden: weil ein jeder sich natürlich geschmeichelt fühlt, andre, gleichsam auf der Stelle und durch ihre eigne Anschauung, von seiner eignen Verstandesüberlegenheit oder wenigstens Stärke zu überführen: weil die vorsichtige Natur dem Weibe überhaupt, als einer aufheiternden Gesellschafterin des Mannes, eine gewisse Mittheilsamkeit verlieh, von wel-

cher die Geſprächigkeit einen weſentlichen Theil ausmacht: weil endlich, bey wirthſchaftlichen Weibern insbeſondere, durch das Befehlen, Gebieten und Anordnen, worauf es bey der Führung eines Hausweſens am meiſten ankömmt, die Nothwendigkeit viel zu ſprechen, ſehr leicht in Gewohnheit übergeht *).

Thereſens Brief an Meiſter (S. 297.) ihre Ideen über Misheirathen, (S. 140.) kurz ihre ganze Denk- und Empfindungsweiſe durchweht ein höchſt feiner Geiſt, der ſich aber mehr durch die Art äußert, die Gegenſtände fein zu ſehen, als durch die Feinheit der

*) Sie, meine Herren Leſer, die ſo oft Weibergeſchwätzigkeit zum Gegenſtande ihres Spottes machen, würden, wären ihre Ammen, Wärterinnen, oder Mütter minder geſprächig geweſen, als ſie es nun waren, wenigſtens um einige Jahre ſpäter reden, das heißt zugleich, ſpäter denken gelernt haben; würden, (denn das wäre ſehr möglich) vielleicht nicht einmal ſo weiſe ſeyn, als ſie nun ſind. In Rückſicht der Bildung und der Erziehung der Kinder war Geſprächigkeit des Weibes ein unerlaßliches Erforderniß. Hiezu kommt noch, daß alle Gegenſtände des weiblichen Denkkreiſes ſo in's einzelne, kleine und feine gehen, daß ſelbſt der geübteſte Denker, der ſich damit abgeben wollte, gern darüber ſprechen würde, um ſie gleichſam feſt zu halten: weil ſie ihm bey dem bloßen Denken darüber leicht entſchlüpfen würden. Und welche kleinen Vortheile Kunſtgriffe, Erſparniſſe in der Haushaltung theilen ſich nicht die Weiber vermittelſt ihrer Geſprächigkeit mit!

der Gegenſtände ſelbſt. Denn alles, worüber ſie ſpricht, und was ſie intereſſirt, ſind keineswegen Gegenſtände der Spekulazion, ſondern des ſchlichten Menſchen- und Weiberſinnes z. B. über Haushaltung, Erziehung, Liebe, Heirath u. ſ. f. Allerdings würden Beobachtungen z. B. über Religion und Religionsgefühl, wie ſie in den Geſtändniſſen der ſchönen Seele vorkommen, oder auch über ſittliche Veredlung und allgemeine Grundſätze der Erziehung, wie ſie da Natalie vorträgt, Thereſen bey allem natürlichen Scharfſinn nicht kleiden. „Aber Haushälterinnen wie Thereſe, ſind gewöhnlich zu trok„ken, um fein und zart zu empfinden. Wie „konnte Göthe dann Thereſen dieſen Grad von „Empfindſamkeit beymeſſen, der in ihrer Liebe „zu Lothario ſo auffallend hervorſticht?“

Wenn Sie, meine Herren Leſer, die dem Dichter mit dieſem Einwurf entgegen kommen, junge, galante, Toiletten-umflatternde Herren ſind, ſo muß ihnen Göthe hier ohne Zweifel die Natur verfehlt zu haben ſcheinen. Denn die Dämchen, denen Sie — Küſſe, und vielleicht noch mehr als Küſſe abſtehlen, ſind allerdings keine wirthſchaftliche Thereſen, und unſre wirthſchaftlichſten Damen laſſen ſich, wenn ſie auch noch ſo ſchön wären, dennoch nur ſelten Küſſe von den jungen Herren abſtehlen: das werden

Sie ſelbſt, vielleicht aus eignen nicht ganz angenehmen, Erfahrungen belehrt ſeyn. So viele aber unter meinen männlichen Leſern verheirathet und irgend glücklich verheirathet ſind; werden es aus eigenen angenehmen Erfahrungen wiſſen, daß mit der wirthſchaftlichſten Häuslichkeit einer Frau ein hoher Grad zärtlicher Empfindſamkeit vereinbar iſt: die aber freilich nichts als Toiletten-ſpende vertändelt, ſondern als ein unendlich-koſtbares Gut an Ehemann, Kinder und Hausgenoſſen weislich vertheilt wird.

Weiber und Mädchen dieſer Gattung tragen daher auch ihre Empfindſamkeit nie zur Schau: ſondern verhehlen dieſelbe vielmehr gleichſam als Etwas, das eine weiſe Haushaltung nur fein würzt, nicht aber ſelbſt macht. Daher iſt es eben ſo wohl Sprache der weiſen Haushälterinn, als der jungfräulichen Beſcheidenheit, wenn der Dichter ſie ihr Gefühl für Lothario alſo äußern läſſet: „Auch ich „denke über Lothario vollkommen, wie Sie: „nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit wieder„fahren: dafür ſchwärmen aber auch alle für ihn, „die ihn näher kennen, und das ſchmerzliche „Gefühl, das ſich in meinem Herzen zu ſeinen „Andenken miſchet, kann mich nicht abhalten, „täglich an ihn zu denken.“

„Ein Seufzer erweiterte ihre Bruſt: und in „ihrem rechten Auge blinkte eine ſchöne Thräne. „Glauben Sie nicht, fuhr ſie fort, daß ich ſo „weich, ſo leicht zu rühren bin! Es iſt nur „das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine „Warze am untern Augenliede: Man hat mir „ſie glücklich abgebunden: aber das Auge iſt „ſeit der Zeit immer ſchwach geblieben: der ge„ringſte Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. „Hier ſaß das Wärzchen: ſie ſehen keine Spur „mehr.“

Dieſe Scene iſt von des Dichters Meiſterhand mit einer Reinheit, Einfalt und Wahrheit gezeichnet, wie ſie in den geleſenſten Romanen nicht angetroffen werden. Wer unter meinen Leſern und Leſerinnen glaubt nicht von ähnlichen Auftritten verhaltener Zärtlichkeit mehr als einmal in ſeinem Leben Zeuge geweſen zu ſeyn? und gerade die Perſonen, die unſerer Einbildungskraft vorſchweben, ſcheinen dem Dichter zu ſeinem Gemählde geſeſſen zu haben. Aber eben dies iſt das rühmlichſte Geſtändnis für die energiſche Kunſt des Dichters: ſo wie es, nach der alten Sage, die höchſte Kunſt des Mahlers verrieth, daß der Knabe hinzulief, um den gemahlten Vogel von der gemahlten Weintraube wegzuſcheuchen.

Was Thereſens ſchöne Thräne noch rührender macht, iſt dies, daß es eben ſo ſehr, und vielleicht noch mehr eine Thräne der Wehmuth um unglückliche Liebe und um ewige Trennung von dem geliebten Gegenſtande iſt, (das edle Mädchen konnte nicht Lothario's werden: weil er durch eine unglückliche, obgleich falſche Entdeckung, ſie für ſeine eigne Tochter hielt) als eine Thräne tiefempfindender Liebe und brennenden Verlangens.

„Ich will Ihnen erzählen, wie es mir er„gangen iſt, ſagt Thereſe zu Meiſtern! ſchenken „ſie mir ein kleines Vertrauen, und laſſen ſie „uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die „Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe „und Städte darin denkt: aber hier und da je„mand zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, „mit dem wir auch ſtillſchweigend fortleben, „das macht uns dieſes Erdenrund erſt zu einem „bewohnten Garten.“

Gutes, edles, rührendes Mädchen! freylich blieb in deinem Herzen auch bey allen haushälteriſchen Sorgen noch eine gewiſſe Leere, die nur ein Lothario ausfüllen konnte: und als du an ſeiner Liebe nicht mehr zweifelteſt, da ſchien ſich die Summe deines Daſeyns ins unendliche vermehrt zu haben: (S. 101.) und dieſe Summe, dieſer Gewinn einer ſolchen dich liebenden

und achtenden Männerſeele galt dir ohne Zweifel etwas mehr, als die reichſten Einkünfte eines glücklich-bearbeiteten Landgütchens! Ja mehr, unendlich mehr! denn es war ein Gewinn für dein zärtlich-fühlendes Herz. Weine, weine nur unverhohlen! Spare deine kleine Lüge von der Warze! Wir weinen mit dir!

Thereſens Ausdruk von ihrer Empfindung bey Lothario's erklärter Liebe: „Die Summe meines Daſeyns ſchien ſich mir in's unendliche vermehrt zu haben" mahlt, ſo ſcheint es mir, jene Eigenthümlichkeit unſeres Geiſtes, nach welcher er diejenige Gattung von Vorſtellungen und Gefühlen, denen er beſonders hingegeben iſt, (wie z. B. Thereſe den wirthſchaftlichen Angelegenheiten) auf alle andern noch ſo ungleichartige Ideen und Gefühle überträgt: Thereſe ſpricht, obgleich ſehr würdevoll und ſehr energiſch, von Lothario's Liebe, als von einem Erwerb von unendlichem Werth. Wenn empfindſame Mondſchein-Kinder dieſen Ausdruk ſpöttiſch belächeln, ſo freut ſich der ſcharfſinnige Kenner der in's äuſerſte feine zeichnenden Meiſtenhand des Dichters.

Gleich-tief und fein iſt der Zug, wenn Thereſe, nachdem Lothario, ohne ſie zu kennen, in dem Ideal der von ihm gewünſchten Frau, ſie nach ihren haushälteriſchen Vollkommenheiten

beſchreibt, wie ſie leibt und lebt, hinzuſetzt. „Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich ſo ſehr ſchätzte, nicht meiner Perſon, ſondern meiner innerſten Natur den Vorzug gab.“

Nicht meiner Perſon ſondern meiner innerſten Natur den Vorzug gab.“

Ein Mädchen, das ſo ſpricht, das ihr Selbſt nicht nach ihrer Perſon, ſondern nach ihrer innerſten Natur ſchätzt, muß eine alles ordnende, alles nach ſeinem wahrſten Gehalt ſchätzende Thereſe ſeyn. Denn jedem andern — noch ſo gründlich denkenden, aber nur irgend hübſchen, Mädchen würde an ihrer Perſon mehr gelegen ſeyn, als an ihrer innerſten Natur.

Ich ſage ausdrücklich — jedem irgend hübſchen Mädchen: denn durchaus häßliche denken meiſtentheils männlich-ſolide: weil ihnen das ſolide-Denken ſelbſt ſtatt der Hübſchheit iſt, oder ſeyn ſoll. (Doch ſoll dies pſychologiſche Wort keine moraliſch-edle Weiberſeele kränken.)

Aber das eigenthümliche Mädchengefühl regt ſich auch in den Thereſen.

„Ob es mir ſchon unendlich angenehm war, „zu ſehen, wohin meine Natur von einem ſo „verehrten Manne geſtellt und gerechnet wurde,

„will ich doch nicht läugnen, daß ich damit „nicht ganz zufrieden war. Ich wünschte nun „auch, daß er mich kennen, daß er persön„lich Antheil an mir nehmen möchte. Es ent„stand bey mir dieser Wunsch, ohne irgend ei„nen bestimmten Gedanken, was daraus folgen „könnte.“

Und so sehen wir, daß auch Thereſe Mädchen genug war, um ein Compliment auf ein ſchönes Auge, oder einen ſchönen Mund, eben ſo hoch, wenigſtens eben ſo hoch aufzunehmen, als auf irgend einen Theil des von ihr bewirthſchafteten Gütchens. Denn, nach allem, iſt es ja eine Bemerkung aus Thereſens Munde „daß zwar der Verſtand der Männer ſich nach Haushälterinnen umſehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft ſich nach andern Eigenſchaften ſehne, und daß die Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettſtreit aushalten können.“ Sehr richtige Bemerkung, die doch eigentlich keinen Tadel des männlichen Geſchlechts enthält: denn wenn die Natur ihre großen Abſichten mit dem Weibe erreichen ſoll; ſo muß eine Gattin Haushälterinn und liebenswürdig zugleich ſeyn: jenes, um unſer äußerliches Glück zu ſichern und zu erhalten: dieſes, um der Welt Kinder zu geben. Auf dies letztere und was dann

zusammenhängt, scheint die Natur in dem Hange der Geschlechter für einander fast noch mehr, oder auf das erstere, gerechnet zu haben.

Leicht zu erachten, ja unbezweifelbar ist es, daß alle schöne Leserinnen, die sich irgend, sey's aus Erfahrung, seys von Hörensagen aus Büchern, auf Liebe zu verstehen glauben, und wohl zu merken! noch nicht verheirathet sind, unglaublich kalt und ächt-ökonomisch folgenden Brief Thereſens an Wilhelm Meister finden müssen.

„Ich bin die Ihre, wie ich bin. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie sind, und wie ich Sie kenne. Was an uns selbst, was an unsern Verhältnissen der Ehestand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wissen. Da uns keine Leidenschaft, sondern Neigung und Zutrauen zusammenführt, so wagen wir weniger als tausend andere. Sie verzeihen mir gewis, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere, dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit mir theilen, so sind Sie Herr und Meister, indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht wür-

de, um so gleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken."

Ich leugne es nicht, daß dieser Brief weniger, viel weniger das liebende Mädchen, als die alles überlegende, bedächtige Haushälterin spricht: aber Thereſe liebt ja auch Wilhelm Meiſter'n eben ſo wenig in dem eigentlichſten Sinne des Worts, als er ſie liebt: Thereſens Herz iſt an Lothario, den Einzigen, Meiſters an das ſchöne Bild der Amazone vergeben: ich wohr und treffend bezeichnet Thereſe ihren Unterredungen Herzenszuſtand durch „keine Leidenſchaft ſondern durch Neigung und Zutrauen" wie ſo viele, und gewis nicht die unglücklichſten, Ehen geſchloſſen werden. Klug, aber wahr und edel freymüthig iſt es, wenn ſie ihrem künftigen Gatten erlauben will, in ihren Armen an Marione zu denken, ſo wie ſie von ihm Verzeihung heiſt, wenn ſie in den ſeinigen ſich des Lothario erinnern wird.

Hier rufen wir freilich aus mit Natalien S. 298: „Ein ſolches Wagſtück war nur mit einem höchſt vernünftigen und reinen Charakter zu rathen." Und doch ſind ähnliche Wagſtücke dieſer Art gar nicht ſelten. Ich weis es gewiß, daß unter dreihundert verheiratheten oder eben zu verheirathenden Mädchen oder Jünglingen, die mich leſen, wenigſtens hundert und funfzig

sind, die ein solches Wagestück entweder schon gewagt, und nicht ohne allen glücklichen Erfolg gewagt haben, oder, im Vertrauen auf gut Glück, es eben wagen wollen.

Denn die alte Sage von den ehelichen Prädestinationen, die in den Siegwartischen Zeiten so allgemein geglaubt ward, verlacht man jetzt sogar in Romanen. Wenn man von dem größten Theil der Menschen sagen kann, daß sie sich leider damit begnügen müssen, überhaupt zu leben, zu existiren, ohne sich viel um das Wie? zu kümmern: so kann man auch bey den in unsern Tagen leider! immer seltener werdenden Ehen sagen: Laßt uns dem Himmel danken, daß die Menschen überhaupt nur heirathen, ohne eben auf das Wie? zu sehen *).

Nach allem, was wir bisher von Theresen beygebracht, wird uns nicht das Urtheil befremden, welches ein so geprüfter Menschenkenner, als Jarno, über sie ausspricht, ein Urtheil, dessen Richtigkeit bis zu einem gewissen Grade sie selbst zugesteht:

„Ich erinnere mich noch wohl (sagt Therese in ihrem Briefe an Natalien) was Jarno sagte:

*) Man wird dies hoffentlich nicht mißdeuten. Denn unmöglich kann ich wohl Sorgfalt in der Wahl derer, mit denen wir auf immer zusammen leben sollen, ausschließen.

Thereſe dreſſirt ihre Zöglinge; Natalie bildet ſie. Ja er ging ſo weit, daß er mir einſt die drey ſchönen Eigenſchaften Glaube, Liebe, Hoffnung völlig abſprach. Statt des Glaubens, ſagte er, hat ſie Einſicht, ſtatt der Liebe die Beharrlichkeit, ſtatt der Hoffnung das Zutrauen. Auch will ich dies gerne geſtehen: ehe ich dich kannte, kannte ich nichts höheres in der Welt, als Klarheit und Klugheit: nur deine Gegenwart hat mich überzeugt, belebt, überwunden: und deiner ſchönen hohen Seele trete ich gern den Rang ab."

Natalien gegenüber muß Thereſe unfehlbar grade ſo verlieren, wie Sie neuerdings am Münde und Erhabenheit dem heiligen Sittengeſetz nachſteht. Wenn aber Jarno Thereſen Glauben, Liebe, Hoffnung abſpricht, und ihr, ſtatt dieſer drey vornehmſten Chriſten-tugenden Einſicht, Beharrlichkeit und Zutrauen beylegt: ſo iſt dies eine der treffendſten Charakterzeichnungen unter den ſo vielen, die im Meiſter vorkommen. Man ſieht, der feine Menſchenkenner vermißt an Thereſen jenen geiſtigen Schwung, der Natalien faſt bis ins Ueberirrdiſche erhebt. Thereſe, mit Natalien verglichen, ſteht ihm, durch die ökonomiſche Wendung ihres Geiſtes, ſo ganz auf der gewöhnlichen Erdfläche des Seyns und Strebens der Menſchen: wenn Natalie wie im reinen Aether höherer Menſchennatur webt.

Uebrigens bedaure ich von Herzen, daß alle diejenigen unter meinen schönen Leserinnen, die unter dreyßig, das heißt, die zu aufgeklärt sind, um in die Kirche zu gehen, und die Bibel zu lesen, den wahren und schönen Sinn des Jarnoschen Urtheils von Glaube, Liebe und Hoffnung nicht fassen können. Denn auf den Resourcen, und in den Klubs, die statt der Kirche von ihnen besucht werden, hören sie freilich statt des Glaubens von Credit, statt der Liebe von einer gewissen eben so benahmten aber ganz anders gearteten Leidenschaft, statt der Hoffnung vom — Wetter für die Lustpartie des folgenden Tages sprechen. *)

Ein charakteristischer Zug jenes Mangels von Geisteserhebung (elevation d'esprit, wie der Franzose sehr gut sagt) an Thereſen ist unter andern auch der, daß sie sich mit ihrer Einbildungskraft gar nicht bis zum Idealischen erheben konnte, daß sie z. B. bey einem aufgeführten Schauspiel nie die Bretter, die wirklichen Personen vergessen und sich in die Scenen und Rollen des Stücks versetzen konnte. „Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, erzählt sie, wie lä-

*) Kann wohl keine eigentliche Satyre auf unsre Vereinerinnen seyn, die im ganzen wenigstens, oft kaum noch nicht so verrathen sind, als ein Theil der Residenzstädterinnen.

eherlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen, und für etwas anders, als sie waren, gehalten seyn wollten.“ Deswegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern, ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, besorgte das Abendessen u. s. w.“

Welches Berlinische dreyzehnjährige Mädchen übertrift nicht Thereschen an theatralischem Ideenschwung?

So wie indessen die drey Worte Glaube, Liebe, Hoffnung in dem Sinne, wie Jene sie sehr richtig braucht, eine gewisse mystische Glorie umgiebt: so entsprechen die drey „Einsicht, Beharrlichkeit und Zutrauen“ ganz der Klarheit und Bestimmtheit, womit eine weise Hausfrau ihre Angelegenheiten durchschaut und behandelt: und jene bezeichnen eben so treffend die drey Christentugenden, als diese die vornehmsten Tugenden einer weisen Hausfrau.

Ohngefehr so wie uns der Himmel zuweilen eine große und wichtige Wohlthat unerkannt und unbemerkt in die Hand drückt, so daß wir in der Folge, wo uns der hohe Werth des Gutes unverkennbar einleuchtet, und wir über unsre gedankenlose Unempfindlichkeit selbst erstaunen: eben so überschlug ich bey der ersten Durchlesung des

vierten und letzten Bandes der Lehrjahre, eine der durch Natur, Wahrheit und Einfalt der Darstellung bewundernswürdigsten Stellen.

Es betrift nemlich die unselige, obgleich falsche Entdeckung, die des Lothario, daß Therese, die geliebte Therese, mit welcher er so eben eine eheliche Verbindung eingehen will, seine Tochter ist.

„Ich bin der unglücklichste aller Menschen, „rief er aus, indem er das Bild in das Kästgen zurückwarf, seine Augen mit der Hand bedeckte, und sogleich das Zimmer verließ. Er warf sich auf das Pferd, ich lief auf den Balkon, und rief ihm nach, er kehrte sich um, warf mir eine Hand zu, entfernte sich eilig — und ich habe ihn nie wieder gesehen."

und nun setzt der Dichter hinzu

Die Sonne ging unter: Therese sah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beyden schönen Augen füllten sich mit Thränen."

„Die Sonne ging unter!" Ja wohl auch für Theresen ging sie unter, für die es nun keinen Lothario mehr gab. Ihr Nachblicken in die Glut der hinuntersinkenden Sonne verräth die Ahnung ihrer eignen Schicksalsnacht, in welcher selbst noch die bloße Erinnerung einstgenossener und noch größerer gehofften Wonnen ihrem Herzen so wohl thut, so wie das über

der Oberfläche der Erde noch verweilende Bild der schon untergegangenen Sonne, dem wallenden Pilger milde Erquickung gewährt.

Ich habe mich absichtlich etwas weitläuftiger über Theresens Charakter verbreitet: weil selbst die Natalien, wenn sie einst Gattinnen, Mütter und Haushälterinnen werden, viel, sehr viel von Theresen annehmen müssen, um die verschiedenen Kreise edler Weiberthätigkeit würdig auszufüllen: und weil ich in der Ueberredung stehe, Eltern, Gatten, Kinder und das Menschengeschlecht selbst, können nie glücklicher seyn, als wenn sie Theresen zu Kindern, Gattinnen, Müttern, und weiblichen Mitgliedern haben.

* * *

Von den drey ernsthaftesten und achtungswerthesten Weibercharakteren in dem Göthischen Roman gehe ich nunmehr über (ich schreibe für Leser, die die Abwechslung lieben, und denen nur zu oft Ernst und Moral in Schriften am wenigsten behagt) zu einer der sonderbarsten Spielarten von Weibercharakter, die je ein scharfsichtiges Menschenkenner-Auge beobachtet, eine lebendige Phantasie aufgefaßt, und eine Meisterhand dargestellt hat.

Und dies ist (wer Meisters Lehrjahre gelesen, hat hier gewis schon den Namen ausgesprochen) Philine, die ich nennen möchte einen

moraliſchen Harmaphroditen von guten und ſchlimmen Eigenſchaften, von Laune und Tükke, von Moralität und Unmoralität: und doch iſt Philine bey allen ihren Sonderbarkeiten nicht das Gebilde einer leer-ſpielenden Phantaſie: ſie iſt bis auf jeden hervorſtechendſten und jeden feinſten Zug, wie aus der Mitte des wirklichen Lebens gegriffen: das Göthiſche Gemälde von ihr iſt durchaus Portrait; Portrait, von dem feurigen, hellen Auge an, bis auf das kleine Wärzchen an der Stirne: ein jeder glaubt, dieſe, jene Mädchen- oder Weiber-geſtalt, die er genau, ſehr genau kennt, müſſe dem Dichter geſeſſen haben, der ſie, durch den ungewöhnlichen Namen Philine, welchen er unter das Portrait geſetzt, allen, die ſie perſönlich kennen, nur unkenntlich machen wollte. Eben in dieſer bewundernswürdigen Göthiſchen Kunſt zu treffen, liegt es, das viele der gemeineren Leſer Philinens Charakter einen ſehr gemeinen Charakter geſcholten: wie ich mich denn entſinne, ein ſolches Urtheil ſelbſt aus manchem ſchönen Munde (denn auch mit einem ſchönen Munde kann man ſehr häßliche Geſchmacks-urtheile ausſprechen) gehört zu haben.

Sinnlichkeit mit ihren Trieben und Leidenſchaften, und Vernunft mit dem heili-

gen

gen Sittengeſetz, bilden die Elemente der moraliſchen Exiſtenz des Menſchen, und eben dadurch die Beſtandtheile eines jeden Charakters: denn was wir Charakter an dem Menſchen nennen, iſt nichts anders, als das verſchieden-nüanzirte Gemiſche der Triebe und Leidenſchaften in Hinſicht auf die moraliſche Freyheit: wodurch ſeine Denk- und Handelsweiſe beſtimmt wird. Je nachdem Denk- und Handelsweiſe mehr Abhängigkeit von Trieben und Leidenſchaften, oder mehr Gehorſam gegen das heilige Sittengeſetz ankündigen, je nachdem nennen wir einen Charakter moraliſch oder unmoraliſch. Das Extrem einer von Trieben und Leidenſchaften abhängigen Denk- und Lebensweiſe bezeichnen wir durch „epikuriſche Schwelgerey“; das Extrem einer zum Gehorſam gegen das Sittengeſetz überbildeten Geſinnungsart nennen wir „moraliſche Schwärmerey“. In der Mitte zwiſchen beyden zieht ſich der reine Menſchen-charakter hin; ſo wie auch das Syſtem wahrer, Menſchenwürdiger Glückſeligkeit zwiſchen Epikurismus und Platonismus in der Mitte liegt.

Die weiſe und wohlthätige Natur hat uns für die moraliſche Energie unſeres geiſtigen We-

ſens ein ſo inniges und unwiderſtehliches Gefühl eingeprägt, das wir einen Menſchen, der blos und einzig dem Genus lebt, ſchlechterdings verachten:*) ſo wie im Gegentheil unter allen Dingen, worauf die Menſchen irgend Werth ſetzen können, nichts iſt, was wir ſo einzig, was wir in dem eigenthümlichſten Sinne des Worts, achten, als — recht thun, und edel handeln.

Ein großes, ein in ſeiner Art einziges, äſthetiſches Wagſtück war es daher, daß Göthe, der uns an der ſchönen Seele (S. die Geſtändniſſe Sechſtes Buch) und an Natalien, Ideale der Sittlichkeit aufgeſtellt hatte, es unternahm, einen Charakter zu zeichnen, der, auf eine gefährlich-jähe Spitze von Mittelexiſtenz zwiſchen Moralität und Unmoralität geſtellt, uns, wenn gleich keinesweges Achtung, dennoch nicht nur nicht Verachtung, ſondern vielmehr eine gewiſſe Schätzung und Wohlbehagen einflößen ſollte.

*) Wir haſſen gewiſſermaßen einen Menſchen, den wir mit beſondrer Gierigkeit bey einem Gaſtmahl die Speiſen verzehren ſehen. Anders iſt der Fall, wenn wir dies an einem von Hunger gefolterten wahrnehmen. Denn dieſer Anblick flößt im Gegentheil Mitgefühl und eine Art von wehmüthiger Freude ein.

Denn nur durch die höchſte Kunſt vermochte es der Dichter, jenes ſonderbare Mittel-gefühl von Liebe und Haß, von Gefallen und Misfallen, von Schätzung und Nicht-achtung für Philinens Charakter in dem Leſer hervorzubringen, ſo daß wir ſie noch da lieben, wo wir ſie haſſen: daß wir ſie tadeln, ſtrenge tadeln, und zugleich entſchuldigen; oft ſie faſt verachten; und doch ungern verdammen: daß wir ſie durchaus anders wünſchen, als ſie iſt; und doch gerne haben, wie ſie iſt.

Jeder feinere Kenner äſthetiſcher Darſtellungskunſt kann nicht anders, als mit dem innigſten Vergnügen bey dieſem Charaktergemälde Göthiſcher Schöpfung verweilen.

Welches ſind die feinen Mittel-farben, die hier der Dichter auf der Palette miſcht? Mit welcher Magie ſtellt und ordnet er die Perſpective? Mit welcher Kunſt läßt er hier das Licht den Schatten mildern, dort den Schatten das Licht heben, daß ein liebliches, Auge und Geiſt erquickendes Gemälde daraus hervorgeht?

Wie denkt, ſpricht, handelt Philine?

Der Hauptzug in Philinens Charakter iſt der, daß der Dichter ſie uns faſt durchgängig als die automatiſche Drathpuppe ihrer eignen Laune und Behaglichkeit darſtellt, die ſich nur dann und wann nach Ab-

ſichten bewegt. Durch dieſen einzigen Zug erſcheint uns alles tadelnswerthe an ihr minder verhaßt; alles gute zufällig und unſelbſtſtändig.

Es giebt keinen Fehler und kein Laſter, keine Unthat und keine Miſſethat, die ſich nicht von einem unverdorbenen Herzen, wenn gleich keineswegs rechtfertigen, dennoch nicht wenigſtens entſchuldigen und faſt vergeben ließe, wenn der erſte und vornehmſte Grund der fehlerhaften Geſinnung oder Handlung in übermächtiger Leidenſchaft, oder auch in einer gewiſſen Laune, (die nichts anders als ein geringerer Grad von Leidenſchaft iſt) und natürlichen Gemüthsſtimmung zu ſuchen iſt.

Das vorſätzliche Laſter, die verabſcheuungswürdigſte Unthat, verlieren für unſer Gefühl einen weſentlichen Theil ihrer Häßlichkeit, wenn wir ſie durch Leidenſchaft, wie durch den Drang einer unwiderſtehlichen Nothwendigkeit, hervorgebracht ſehen: ohngeachtet wir wohl überzeugt ſind, daß auch der leidenſchaftlichſte aller Menſchen, immer noch moraliſch frey, das heißt, des Widerſtandes gegen die Gewalt der Leidenſchaft fähig, bleibt.

So tief grub die Hand des Schöpfers das Gefühl gegenſeitiger Duldſamkeit in unſer aller Herzen!

Unter allen möglichen Verirrungen des Menſchen aber, finden vor dem Richtſtuhl dieſes Gefühls keine ſo leicht Nachſicht oder Entſchuldigung, als diejenigen, zu welchen er durch den Hang zum Genuss gewiſſer Freuden und Vergnügen, ſeys der Tafel, der Liebe oder anderer angenehmen Zerſtreuungen ſich hinreißen läßt, in ſo fern er dadurch den Rechten und Anſprüchen ſeines Neben-Menſchen keinen Eintrag thut.

Alles nun, was uns der Dichter an Philinen tadelnswürdiges aufſtellt, iſt einzig in dem Hange für Genuss, und was ihr eben ſo viel gilt, für Befriedigung ihrer Launen gegründet; wobey ſie niemanden ſchadet oder beeinträchtiget.

Sich zu vergnügen, iſt, (wenn ſie einen Grundſatz hat) ihr einziger Grundſatz: ob ſie das Vergnügen mit Anſtand, oder wider den Anſtand genießt? ob man ſie deshalb lobt oder tadelt? ob ſie daſſelbe auf Koſten der Eitelkeit oder der Vergnügungſucht anderer genießt? — das alles gilt ihr gleich. Sie iſt nun ihrer ſelbſt und um der Befriedigung ihrer Launen willen da: alles andre, alle Menſchen in ihrem Kreiſe, ſie ſich ſelbſt, iſt nur Mittel zu dieſem Zweck.

Um eigentlich Böſes zu thun, hat ſie, wie Menſchen von weicher, lüſterner Sinnlichkeit immer haben, zu viel Gutmüthigkeit: um immer gut zu ſeyn, hat ſie zu viel Laune und Leidenſchaftlichkeit; daher thut ſie ſoviel Gutes, als mit dieſen Launen, oder den Mitteln zur Befriedigung derſelben nur immer vereinbar iſt: und ihr Böſes iſt nie Verletzung eines andern, ſondern nur unzeitige Befriedigung ihrer eignen Launen.

Denn die kleine Schadenfreude, die ſie der Dichter mitunter äußern läßt, z. B. die komiſch-tragiſche Erzählung von Laertes unglücklicher Liebe, das Kukuksliedchen, welches ſie einem jungen Menſchen, der ſich im freyen Felde ihrer Geſellſchaft nähert, entgegenſingt, das trotzig-ruhige Sitzen auf dem glücklich-erhaltenen Koffer, das Nußaufknacken und Klappern mit den Schlüſſeln bey dem Abentheuer im Walde, wo alle andern ihre kleine Habſeligkeiten verloren, alles dies ſind Züge eines Gemüths, welches andern nicht ſo wohl böſes wünſcht oder thut, als vielmehr aus der Kränkung gewiſſer kleinlicher Leidenſchaften derſelben, z. B. der Eitelkeit, unzeitiger Neugier, oder verfehlter Naſchſucht, ſich eine Art von Vergnügen bereitet: wie es denn überhaupt eine Eigenheit unſerer Natur iſt, daß Kränkung kleinlicher

Leidenſchaften anderer uns eine Art von piquanter Befriedigung gewähret.

Selbſt gewiſſe Kränkungen der Eitelkeit, der Neugier, des Stolzes unſerer Freunde, geben uns ein gewiſſes geheimes Vergnügen, welches wir nicht ſelten uns ſelbſt zu geſtehen erröthen; aber deswegen nicht weniger fühlen.

Ob uns die Natur durch ein ſolches Gefühl ein Verwahrungsmittel gegen kleine Leidenſchaften hat geben wollen, die, zu ſo großen Verirrungen ſie uns auch führen können, dennoch nur ſelten uns durch ſich ſelbſt und ihre mitbegleitenden Folgen, nachdrücklich genug warnen?

Oder ob kleinliche Leidenſchaften unſerer moraliſchen Würde ſo wenig angemeſſen ſind, daß der Schöpfer, durch dieſe geheime Freude an der Kränkung derſelben in andern, uns nur ſo viel mehr für uns ſelbſt davon entfernen wollte? mögen pſychologiſche Moral-philoſophen entſcheiden. Den bekannten Rochefaucaultſchen Ausſpruch: il y a dans l'adversité de nos amis quelque chose, qui ne nous deplait pas: muß man einzig auf dieſe petits malheurs des petites passions einſchränken, wenn man anders nicht die Natur belügen oder verſchwärzen will*)

*) So iſts gewiß, daß kein Schriftſteller eine hochpreiſende Rezenſion von dem Werk eines andern, be-

Eine Schadenfreude, wie sie da Philine äußert, ist daher noch immer verträglich mit der Gutmüthigkeit, die ihr übrigens eigenthümlich ist, und als eine so allgemeine Eigenheit unserer Natur nicht hinlangend, um uns das Mädchen verhaßt zu machen.

Dagegen hat der Dichter das leichtsinnige Geschöpf mit manchen andern sehr schätzenswürdigen Tugenden ausgesteuert. Sie ist mitleidig und wohlthätig gegen Arme; sie nimmt eine Zeitlang warmen Antheil für Mignon und den Harfner: sie pflegt den kranken Wilhelm Meister mit thätiger Sorgfalt.

Aber ihr Geschenkaustheilen an die armen, neben dem Wagen herlaufenden Kinder ist mehr augenblickliche Laune und Vergnügen an den mannichfaltigen Geberden der jetzt bittenden, jetzt wartenden, jetzt froh empfangenden Kleinen, als wahres herzliches Wohlwollen: ihre einstweilige Theilnahme für Mignon und den Harfner ist gleichfalls nur augenblickliche Ausfäl-

sonders, wenn dieser mit ihm in einer Gattung arbeitet, mit reinem Wohlgefallen lesen wird: und eben so gewis ist es, daß ihm eine verkleinernde, oder herabsetzende Rezension desselben, und wäre dieser noch so inniger Freund von ihm, nicht ganz wohlbehagen wird (ne deplaira pas). Um Verzeihung meine Herren Gelehrten, Schriftsteller und Künstler! das heißt aus der Schule geplaudert: aber der Psychologe muß das öfter thun.

lung langweiliger Stunden: und an ihrer zärtlichen Pflege für den kranken Wilhelm hat, wir wissens, wenigstens eben so viel sinnliche, als christliche Liebe Antheil: und die erste gewiß einen noch viel größern.

Kurz: dieser weibliche Epikur thut das gute nur, weil und wenn es ihr gefällt, und Mittel zu anderweitigen Absichten ist. Aber genug, sie thut es. Achten können wir sie deshalb nicht: aber schätzen müssen wir sie immer.

Und nach allem, wer mag es wagen zu entscheiden, ob in dieser so durchaus unbestimmten und jedem gegenwärtigen Eindruck hingegebenen Seele reines Wohlwollen und natürliche Unverdorbenheit edler, menschenfreundlicher Gefühle nicht herrschender sind, als wir es, nach ihren andern Launen zu urtheilen, glauben würden?

Aesthetisch angesehen, gewinnt ihr Betragen, durch das schwebende, das unbestimmte des in uns hervorgebrachten Eindrucks, nur um so viel mehr an der Schätzung, die sie uns durch einstweilige gute Handlungen einflößt.

Aber unter allen Leidenschaften und Herzenslagen ist keine merkwürdiger für die Entwickelung eines Charakters, und ins besondre eines Weibercharakters: in keinem andern entfalten sich alle kleinen und großen Leidenschaften der Weiber, ihre Fehler wie ihre Mängel, ihre

Laſter, wie ihre Tugenden, und miſchen ſich ſo wunderbar durch einander, als in der Liebe. *)

Wie liebt Philine?

Die Liebe iſt ihr eine ſchöne liebliche Frucht, die man, ſo oft ſie von dem Baum, der ſie trägt, lecker zum Munde herabhängt, nicht ungern bricht: ja zuweilen, wenn ſie etwas höher hängt, und unwiderſtehlich reizt, auch wohl einige, doch nicht zu viele, Mühe anwendet, um ihrer zu genießen: überhaupt aber lieber zu einem andern Baum hingeht, als wartend und ſchmachtend bey Einem verweilt.

So — ihr Benehmen gegen Friedrich, gegen Meiſter, und andere, die der weiſe, verſchleiernde Dichter nur ahnen läßt.

Jene hohe, pathetiſche, das ganze Weſen eines Menſchen überwältigende Liebe der Eloiſen, der Julie'n, der Meta's, kennet ſie nicht, oder kennet ſie durch einzelne leiſere Anwandlungen, nur grade genug, um darüber zu ſpot-

*) Wenn unſre Romandichter dieſen, von Weibern faſt uneingeſchränkt-wahren, Satz auch auf die Männer ausdehnen wollen: ſo verkennen ſie reine Männernatur gar ſehr. Der Mann iſt offenbar noch zu etwas mehr beſtimmt, als zu lieben. Aber die ganze Beſtimmung des Weibes kann man unter dieſem Ausdruck gar wohl befaſſen. Ein groſer Mann kann, unbeſchadet ſeines Charakters, ſich ſehr links in der Liebe benehmen: eine große Frau dagegen wird hier durch ein linkes Benehmen allemal in unſrer Meinung verlieren.

ten! die Abaelard, die St. Prem, die Werther, würde sie nur mit lauter Hohnlache zu ihren Füßen seufzend erblicken.

Eine süße, leckere, mit unter ernstere Tändeley, ernst, so wie fast alle nugae, (Tändeleyen) denen wir uns einstweilen mit besonderem Wohlbehagen hingeben, nebenher seriae (ernst) zu werden pflegen: das, und nichts mehr, nichts weniger, ist ihr die Liebe. Nicht unwahr pflegt man von gewissen unendlich-interessanten weiblichen Geschöpfen zu sagen: „sie würden höchst liebenswürdige Gebieterinnen, (Maitressen) aber sehr schlechte Weiber seyn."

Wen aber würde die immerwechselnde, immer lockere Philine nicht auch nur als Gebieterinn mit jedem Tage ärgern?

Obgleich man's ihr überall unverkennbar ansieht, daß, wenn ein so unstätes Gemüth irgend etwas dauernd interessiren könnte, dies nichts anders als Männerliebe und Männerschmeicheley seyn müßte: so können wir sie doch nicht in dem eigentlichsten Sinne des Worts kokett oder gefallsüchtig nennen. Denn wie würde sie sonst so nachlässig in ihrem Anzuge seyn, wie sie uns der Dichter überall zeigt? wie würde sie in Gegenwart der Männer so oft ihre Langeweile zu verstehen geben? wie würde sie mit diesem wegwerfenden

Trotz reden und handeln, als wir sie nun reden und handeln sehen?

Doch diese Nachlässigkeit in der Kleidung, diese unverheimlichte Langeweile in Gegenwart der Männer, dieser wegwerfende Trotz, womit sie alles um sich her behandelt, können in der Hand einer schlauen Philine selbst als Mittel des Gefallens gelten: und sind es ihr gewis.

Man darf nicht eben auserordentlich-erfahrner Weiberkenner seyn, um zu wissen, daß Weiber-Geschöpfe von Philinens Art zu seyn, ungeputzt viel stechender (piquant) reizen, als geputzt: wie denn überhaupt jedes Frauenzimmer, dem es Zweck ist, Liebe einzuflößen, diesen Zweck am leichtesten erreichen wird durch ein leichtes Negligee, oder durch ein gewisses Mittelding von Negligee und Putz. Denn schwerfälliger Putz erschweret nur der Einbildungskraft des Liebhabers Gedanken süßer Lüsternheit. Wer mag es wagen, sprechen wir Männer dann bey uns selbst; wer mag es wagen, hier zu nahen?

So häuslich überdem, so los und locker wie sich da Philine anzieht, (S. die Scene, wo sie Meister zum erstenmal von der Treppe herab entgegenkommt) zeigt sie, und zwar scheinbar

zufällig, dem Auge des männlichen Beobachters, manches, was ihm, absichtlich gezeigt, verdächtig seyn würde: was ihn aber bey dieser scheinbaren Zufälligkeit nur desto unwiderstehlicher reizt.

Wenn aber dieses sonderbare Mädchen in Gegenwart der Männer ihre Langeweile so auffallend merken läßt, so macht sie dadurch bey den Anwesenden den Gedanken rege, daß ihr Herz schon anderweitig beschäftigt ist, und daß sie vielleicht mit irgend einem der gegenwärtigen Herren (und eines jeden Eitelkeit schmeichelt sich, er könne wohl gar dieser eine seyn) allein zu seyn wünsche.

Ich wenigstens habe immer gefunden, daß ein — übrigens interessantes Frauenzimmer, die sich in einer Gesellschaft zu langweilen scheint, uns Männern selbst durch ihre Langeweile ein unterhaltender Gegenstand ist. Vielleicht hat an diesem Reiz auch das bloße sonderbare einen wesentlichen Antheil.

Der Trotz und Uebermuth endlich, mit welchem Philine alles um sich her behandelt, Gegenstände und Personen, Männer und Weiber, Liebhaber und Nicht-Liebhaber behandelt und gleichsam wegwirft, spricht ein gewisses stolzes Bewußtseyn ihrer alles unterjochenden Reitze und

Liebenswürdigkeit, die es verſchmäht, gefallen zu wollen.

Denn ſo ſehr Stolz und Trotz an einem intereßloſen Weibe uns zurück ſtoßen: ſo ſehr ziehen ſie uns an bey einem intereſſanten, beſonders, wenn wir ſie von dem allgemeinen Beifall der Männer geſchmeichelt wiſſen, und ahnen, daß ihr Stolz Zuverſicht auf die Wirkung ihrer Reitze iſt. Das anziehende eines ſolchen Stolzes erklärt ſich leicht. Denn eben er breitet vor unſerer Einbildungskraft gleichſam die volle Wirkung ihrer Reitze aus: und was ſo viel andere, was alle, liebenswürdig finden, finden ſo leicht auch wir.

So wie aber überhaupt alles abſichtliche den Eindruck des Schönen ſtört, und ſeine Wirkung ſchwächt; das zufällige, das unwillkührliche dagegen dieſen Eindruck erhöht: ſo werden auch die eben angeführten Mittel des Gefallens in Philinens Hand nur deſto verführeriſcher und Herzverſtrickender, da bey einem Geſchöpf, das ganz Laune iſt, aller Verdacht von Abſichtlichkeit wegfällt.

Sie kleidet ſich faſt locker? Aber ein Mädchen, wie ſie, hat nicht viel, und nichts koſtbares, anzuziehen. Sie langeweilt ſich in der Geſellſchaft? Aber ihre immer wechſelnde Laune drängt ſie eben jetzt zur Einſamkeit hin. Sie

behandelt alles mit Uebermuth? Aber dieſer Uebermuth iſt eine ganz natürliche Folge ihrer Laune, die ſich an nichts hängt, an allem nur augenblicklich gleichſam anſtreift, und der daher das intereſſanteſte ſelbſt in dem nächſten Augenblick das allergleichgültigſte, ſo wie das gleichgültigſte das intereſſanteſte werden kann.

Alles dieſes indeſſen können wir nur ahnen: denn Philine iſt nicht nur launigt, ſondern ſie iſt auch, wie der Dichter ſie ausdrücklich nennt, ſehr ſchlau, und handelt oft nach ſehr beſtimmten Abſichten und mit ausgeſuchten Mitteln. Und ſo gewis alles beſtimmtabſichtliche, wie wir eben ſagten, dem Eindruck des Schönen und Gefälligen nachtheilig iſt: ſo erfordert doch die Liebe, wenn ſie intereſſant und piquant ſeyn ſoll, ein gewiſſes Mittelgefühl zwiſchen Abſicht und Nicht-Abſicht, zwiſchen Vorſätzlichkeit und Zufälligkeit: denn nicht eine willen- und lebenloſe Sache, ſondern eine Perſon mit freyer Willkühr, mit eigner Entſchlußfähigkeit, ſoll uns hier Gefallen, und noch mehr als Gefallen, ſoll uns Neigung für ſich einflößen. Liebe, ohne einige Gränchen von Selbſtbeſtimmung in dem geliebten Gegenſtande, kann höchſtens nur einen Laſſen oder einen durchaus verderbten Wollüſtling, aber keinen

verſtändigen Mann behagen. Er liebt wie der alte Dichter.

puellam nec nimis facilem, nec nimis difficilem

nicht zu hingebend, und nicht zu ſpröde

er erzählt von ſeinem Mädchen, wie der verliebte Hirt beym Virgil.

Malo me Galatea petit lasciva puella:
et fugit in salices, et se cupit ante videri. Virgil.

„Mit dem Apfel zielet nach mir das lüſterne Mädchen, und flieht hinter die Weiden zurück: doch will ſie vom Schäfer erſt noch geſehn ſeyn.“

Das iſt nicht jene verächtliche, verhaßte Coquetterie abgeblühter, liebelnder Schönen: es iſt die ungeſchminkte, natürliche, allein-liebenswürdige Coquetterie der Liebe: wie ſie da der unverdorbene Jüngling an ſeinem unſchuldigen Mädchen, der edle Mann an ſeinem Weibe liebt: wie ſie ſich in jedem unſchuldigen Mädchen, und in jedem züchtigen Weibe äußert: und wie nur Heuchler ſie tadeln, nur Dummköpfe gleichgültig dagegen ſeyn, und nur ausgeartete Wollüſtlinge ſie verſpotten oder verachten können.

Philinens Coquetterie iſt nun freylich nicht ganz dieſe ungeſchminkte, ungekünſtelte der wah-

ren Liebe: dafür hat ſie zwiel Laune von der einen, zu viel Erfahrenheit von der andern Seite: aber ſie iſt auch eben ſo weit entfernt von jener verächtlichen Gefallſucht: denn dafür iſt ſie zu nachläßig, zu eigenſinnig: dafür iſt ihr Intereſſe für die Männer zu wechſelnd, zu wandelbar.

Philinens Coquetterie liegt zwiſchen beiden Gattungen in der Mitte: ſie verbindet das zufällige der edleren mit dem abſichtlichen der unedleren: neigt ſich aber vielmehr zu jener, als zu dieſer hin: und wird durch dieſes unbeſtimmte, ſchwebende zwiſchen Abſichtlichkeit und Zufall, zwiſchen Kunſt und Natur nur deſto anziehender, deſto feſſelnder.

Sicher zu gefallen, ſo oft ſie gefallen will, iſt ſie gleichgültig gegen den Beifall der Männer, ohne ihn zu verſchmähen: getheilt zwiſchen dem Gefühl der Eitelkeit, daß ſie den Männern gefällt, und dem Spott, daß die Männer ihr gefallen wollen, lacht ſie über den erhaltenen Beifall, und ärgert ſich noch vielweniger über den nicht erhaltenen.

Regt einmal ein Wilhelm Meiſter etwas ernſter ihre Sehnſucht an: dann achtet ſie's mitunter auch wohl werth, ihm gefallen zu wollen auf eine Art, wie andere ihm offenbar misfallen müßten. Ihr Benehmen ge-

gen ihn ist mehr zuvorkommend, als zurückhaltend; zu sehr in ihrer Laune gegründet, um zudringlich zu seyn: es hat, obgleich offenbar absichtlich, mehr das Ansehn von verliebter Linkheit, als von Bestreben nach Meisters Besitz: ist aber offenbar zu klug für jenes, zu einfältig für dieses. Meister wird, so wie wir Leser, in der Mitte schwebend erhalten in dem Glauben, sie handle gegen ihn mehr aus Laune und wandelbarer Gemüthsstimmung oder nach einmal angenommener Sitte, als mit besonderer Absicht auf ihn: doch muß er das erstere viel wahrscheinlicher finden, als das andere; ohne sich doch des letztern Verdachts ganz erwehren zu können; wie dies auch würklich Meisters Gefühl ist. Das schlaue Mädchen, die ihre Leute nur zu scharfsichtig bis auf den Grund durchschaut, mußte es Meistern sogleich bey der ersten Unterhaltung mit ihm anmerken, daß man ein Herz, wie das seine, eher durch Zurückhaltung, als durch Zuvorkommen gewinnen könne.

Und doch, obgleich es ihr mit seinem Besitz Ernst ist, schlägt sie den letztern Weg ein. Wie das? Sich zurückhalten, die Scheue, die Furchtsame, die Zärtliche zu machen — das ist nicht für eine so leckere Natur: dafür haßt sie zu sehr alles, was Zwang, oder Zwang-ähnlich ist. Eine so durchaus ungleichartige Na-

tur, als die des Wilhelm Meiſter im Vergleich mit Philinens iſt, auf keine andere, als auf die, ihrer gewöhnlichen Sitte und natürlichen Laune angemeſſene Art zu gewinnen — das iſts, was der eitlen Flatter-Seele ſchmeichelt: auch nur auf eine Zeitlang ſich ſelbſt und ihre angeborne Natur zu verläugnen oder zu zwingen, blos um ihm zu gefallen — dafür liebt ſie ihn, liebt ſie keinen Mann, ernſt genug. Iſt Meiſter nicht auf die erſte Art, iſt er nicht auf ihre gewöhnliche Manier zu gewinnen? — Er mag gehen! und Philine, nachdem ſie, wenn nicht mit ſeiner Liebe zu ihr, wenigſtens mit ihrer Liebe zu ihm, einige Tage oder Wochen, wo ſie ſich ſonſt gelangweilt haben würde, vertändelt, und ihn höchſtens in der Einbildungskraft genoſſen hat, — kümmert ſich um ihn nicht weiter.

„Wenn ich dich liebe, was gehet's dich an? Wer fühlt, wer ſieht nicht in dieſem kurzen, einſilbigen Wort das launige, lüſternſinnliche, ernſt-verliebte, und doch in jedem Augenblick zum Aufgeben des geliebten Gegenſtandes immerfertige Mädchen, alles in einem, ein's in allem?

Aber in Zügen dieſer Art iſt Göthe Meiſter:

wir erkannten dies schon oben in Natalliens merkwürdigem „Nie oder immer.“

Einen Zug, abgelauscht dem reinsten, feinsten Edelsinn der Liebe nenn' ich's, wenn Philine, bey ihrer ersten Begegnung mit Meistern, den Straus, den er ihr verehrt, mit lieblich-bescheidener Zärtlichkeit an den Busen drückt, indem sie ihm auf der Treppe entgegenkömmt.

Mit welcher edlen Natur war dieses Mädchen geboren! Sie hatte Anlagen eine Julie, eine Clarisse zu werden. Und nun wird sie — — Philine.

Wilhelm macht ihr nicht unbedeutende Präsente: und sie — läßt sie sich machen: so arm sie ist, sie erwiedert seine Freygebigkeit: sie schenkt ihm ein Padermesserchen. Das Geschenk ist klein: aber prächtige Geschenke in der Liebe beleidigen: es scheint, als wenn der Werth des Geschenks dem Werth der Gesinnung, mit welcher man schenkt, Eintrag thut: die Einbildungskraft des Empfangenden wird durch den erstern zu sehr abgezogen von dem andern. Kleine Geschenke unserer Geliebten dagegen, eine Haarnadel, eine Stecknadel, steigern ihren Werth selbst durch ihre Geringfügigkeit: Die Gesinnung des Gebers scheint den Gehalt der

Gabe zu erſetzen: und jene zu gewinnen, was dieſer abgeht.

Man ſieht, wie Philine *lieben könnte*, wenn ſie wollte! Aber Philine, die flatterhafte Philine, das leichtſinnigſte aller Mädchen, iſt verliebt, iſt ernſt-verliebt in Meiſtern, iſt es in einem höhern Grade, als ihre durch Männer-Eroberungen verwöhnte Eitelkeit es ſich geſtehen will. Ihre zärtliche Umarmung des ſchlafenden Meiſters, ihr Verweilen in dem Schlafzimmer des Abweſenden, verrathen die Beſchäftigungen einer mit den Zaubergeſtalten eines geliebten Gegenſtandes über und über angefüllten Einbildungskraft; die ſich durch Schatten für Würklichkeiten zu entſchädigen ſtrebt: (wenn gleich alle dieſe Aeußerungen wahrer Verliebtheit, Philinens Charakter gemäs, gar wohl auch als ſchlaue Verſuche zu Meiſters Beſtrickung angeſehen werden können.)

Hier handelt ſie einmal offen: denn niemand iſt Zeuge, Zeuge von ihrer durch — Liebe überwundenen Eitelkeit.

Aber welch ein Mädchen! die, bey dieſem Grad von Liebe, ſich dem geliebten Gegenſtande mit ſo wenig Ernſt zu nähern ſtrebt! Auch nur als Opfer der Eitelkeit betrachtet, müſſen wir ein ſolches Betragen an ihr bewundern.

Und Meiſter, der zartfühlende, der Weiberliebende Meiſter — wie faſt groß erſcheint er uns, bey dem mächtigen Eindruck der Reitze Philinens auf ſein weiches Herz, in ſeiner immer gleichen Haltung gegen dies verführeriſchſte aller Mädchen, deren noch nie beſiegte Eitelkeit — der Liebe zu ihm weicht; die ihn, (er weis es, er kann es ſich nicht verhehlen) liebt, wahrhaftig liebt.

„Aber wenn das lockere Geſchöpf zuweilen nur nicht allen Anſtand bei Seite ſetzte! Wer kann z. B. die Scene beym Friſiren entſchuldigen, wenn ſie, Knie an Knie, drückt.“

So hör' ich hier einige ſchöne Zart-empfinderinnen ſprechen, die es kaum wagen, die letzten Worte vernehmlich über die Lippe zu bringen.

Ihr zürnet, ihr erglühet mit Recht, feine Seelen, gegen die Unartige! der äußere Anſtand iſt nichts anderes, als das Bild des ſchönen Edelſinns der Liebe. Doch dieſe, euch mit Recht tadelnswürdig-ſcheinende, Attitüde — konnte ſie nicht unvermeidlich durch das Geſchäfte des Friſirens hervorgebracht werden? Konnte nicht Philinens Unerfahrenheit in einer für ſie neuen Kunſt und ſonderbaren Situazion dieſe kleine Unſchicklichkeit veranlaſſen? Dafür nahm es Meiſter: denn ſonſt würde das leichtſinnige Mädchen

ihn gewis sogleich bey der ersten Begegnung zurückgescheucht haben.

„Da hat sich Meister sehr — getäuscht, rufet ihr fein spottend aus, gewis getäuscht.“

Aber, antworte ich, damals kannte er ja noch nicht die ganze Philine, wie wir Leser der Lehrjahre sie nun kennen: und Philine bleibt auch hier offenbar jener ihrer Handlungsmaxime treu, den Beobachter ihres Betragens zwischen Zufälligkeit und Absichtlichkeit in einer zweifelhaften Mitte zu erhalten. Meister konnte Philinens Charakter ahnen: aber immer fehlten ihm die einzig gültigen Beweise für jeden Verdacht. Sein eigenes peinliches Gefühl unter Philinens frisirender Hand mußte ihn nur desto wahrscheinlicher auf die Neuheit und Unerfahrenheit des sonderbaren Mädchens den Schluß ziehen machen.

Am tadelhaftesten, und jedes zärtere Gefühl zurückstoßend, ist unfehlbar Philinens Umgang mit dem jungen Friedrich und mit dem Stallmeister. Fast wünschte man, daß der Dichter des letztern nicht erwehnt, oder wenigstens einen milderen Schleier drüber gebreitet hätte, als es ihm nun beliebt. Denn des blonden Friedrichs Stand, Jugend, originelle Erziehung und gränzenlose Hingebung an Philinen (hatte sie ihn doch — bis zu ihrem Perugnier herabge-

ſetzt!) mußte für dieſen Sonderling unter den Mädchen einen unwiderſtehlichen Reiz haben: wie wohl wir ſie demohngeachtet auch dieſen mit herabwürdigender Verachtung behandeln, ihn zu wiederhohlten mahlen gleichgültig von ſich entlaſſen, und wieder aufnehmen ſehen, bis ſie endlich mit ihm davon flieht, und beyde auf einem kleinen Gütchen ein Leben führen, wie es das allerſonderbarſte Paar, welches je durch des Zufalls ſonderbarſte Laune zuſammengebracht ward, immer nur führen mochte. Erwegen wir indeſſen Stand, Lebensweiſe, frühe Gewöhnung, und die ganze Lage Philinen's, verbunden mit der ihr eigenthümlichen Gemüthsſtimmung: ſo fühlen wir uns gedrungen, ſo unendlich tief ſie auch unter einer Mariane ſteht, ſie eher zu bemitleiden, als zu verachten, fühlen uns gedrungen, unſer verdammendes Urtheil wenigſtens in milderen Ausdrücken abzufaſſen.

Was überdem noch dieſen, jenen, Zug in Philinens Liebſchaften nicht wenig mildert, iſt dieſes: daß, da man es ihr offenbar anſieht, daß ſie der Eitelkeit und dem Luſtgefühl, zu reizen und gereizt zu werden, nicht widerſtehen kann, und daß die Befriedigung dieſer beyden Triebe als Ziel und Augenmerk ihres ganzen Seyns angeſehen werden muß, ſie dennoch, vor ihrer eigenen Sinnlichkeit gleichſam

erröthend, dieſe zu verſchleyern ſucht: indem ſie von der Liebe nie anders, als von einem höchſt unbedeutenden, nicht viel zu achtenden Gegenſtande ſpricht, mit dem es keinem geſcheiten Menſchen Ernſt ſeyn könne: ein Scherz, der die Lippen jedes andern Mädchens entſtellen würde, in dieſem Munde aber anzudeuten ſcheint, und nach Philinens Abſicht gewis auch andeuten ſoll, daß ſie in der ſinnlichen Liebe, ſo wie überhaupt nichts beſonders-wichtiges oder ſchätzenswerthes, alſo auch gar nicht das weſentliche der Befriedigung des Geſchlechtstriebes ſuche.

Wenn wir aus Philinens Munde z. B. folgende Worte hören: „Amelions Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er ſchön thut, ein Aktrischen, mit der er erzürnt iſt, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun ſich ich auch mit auf der Liſte. Der Narr! Von den übrigen – ſollſt du morgen hören: und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du (Wilhelm) kennſt. Die Erznärrin iſt in dich verliebt. Sie ſchwur, daß es wahr ſey, und betheuerte, das es ein rechter Spaß ſey, dann werde die Hetze erſt recht angehen. Sie läuft ihren Ungetreuen, du ihr, ich dir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr giebt, ſo will ich an der Exiſede ſter-

ben, die sich zu diesem vierfach verschlungenen Roman hinzuwirft."

Wenn wir, sag' ich, Philinen so reden hören: müssen wir nicht wider unsern Willen die Meinung fassen, daß ihr die Liebe unmöglich ein Gegenstand von besonderem Interesse seyn könne?

Freilich läßt sie uns in ihren Handlungen nur zu oft das Widerspiel von ihren Reden erblicken: aber ein Mensch, der von der Lieblingsleidenschaft, der er nachhängt, und der er vielleicht manches wesentliche Opfer bringt, mit dieser Gleichgültigkeit, dieser an Verachtung gränzenden Gleichgültigkeit spricht, flößt doch unwiderstehlich die Meinung ein, daß er jener Leidenschaft zwar augenblicklich und launenhaft fröhnen, aber nicht ihr gänzlich hingegeben seyn könne: wenigstens scheint er uns überreden zu wollen, daß er vor seinen eignen Fehlern erröthet, indem er sie hinter dieser vorgegebenen Gleichgültigkeit zu verbergen sucht.

Philine, die schlaue Philine, verschleiert durch diese und ähnliche Reden über die Liebe offenbar nur ihre Sinnlichkeit: gewinnt aber auch dadurch, eben so offenbar, in unserer Meinung.

„Wenn ich nur meinen Blonden hier hätte", ruft sie, wie mit einer Stimme, die sich zwi-

ſchen Lachen und Seufzen theilt, bey dem nicht gefahrloſen Abentheuer im Walde, wo alle, wo ſie ſelbſt auch, von keinem geringen Schreck überfallen waren. Wer ſollte hier nicht glauben, daß Philinen's Liebe zu Friedrich nichts mehr, überall nichts mehr, als ein kurzweiliger Scherz in langweiligen Stunden ſey? Wer unter der ganzen niedergeſchlagenen Geſellſchaft muß nicht, und wäre der Schreck dreymal größer geweſen als er nun war, laut aufgelacht haben, wenn er das eitle Mädchen nun da ſitzen ſah, ohne einen beſtimmten Liebhaber, den ſie necken oder reitzen, oder auch ärgern konnte. Der blonde Friedrich — nicht da: Wilhelm betäubt von Schmerz: alle andern um ſie her, mehr mit ihren Wunden, oder erlittenem Verluſt, als mit ihrem Herzen beſchäftigt. „Wenn ich nur meinen Blonden hier hätte"! Welcher natürliche charakteriſtiſche Ausruf unter dieſen Umſtänden in Philinens Munde! Wohl war der immer leichte, immer heitere und immerverliebte Friedrich jetzt der einzige, der Philinen entlangweilen konnte.

„Wenn ich nur meinen Blonden hier hätte"! ich werfe die Feder weg, um über dieſe Naivetät des ſchlauſten aller Mädchen noch einmal zu lachen. Noch ein anderer Zug, durch welchen uns die äußerſt-ſinnliche Philine wenn nicht

geiſtiger, doch weniger ſinnlich erſcheint, iſt der, daß ſie im Genuß von Speiſe und Trank äußerſt mäßig iſt. Sie nippt nur vom Champagner; und bey dem allgemeinen Bachanal, wo Meiſter, der beſcheidne Meiſter ſelbſt, des guten zu viel thut (man erlaube mir dieſen beliebten Trinker-Ausdruck) iſt ihr unter allen am wenigſten der Rauſch anzumerken.

So wie wir einen Menſchen, der, ohne durch Arbeit ermüdet, oder durch das Bedürfnis des Hungers gequält zu ſeyn, ſich's bey einer reichbeſetzten Mahlzeit über alles wohl behagen läßt, und deſſen ganzes Weſen in dieſem Wohlbehagen gleichſam zu ſchwimmen ſcheint, mit Recht für ſehr ſinnlich und den gröbern Vergnügen hingegeben halten: ſo ſtößt uns die Enthaltſamkeit eines Menſchen, in Genüßen der Zunge und des Gaumens, die Idee von einer gewiſſen Feinheit ſeiner körperlichen und geiſtigen Organiſazion ein. Eben ſo wird uns ein ſchlank- und ſchmächtig-gebautes Frauenzimmer allemal weniger wollüſtig ſcheinen, (wären wir immerhin vom Gegentheil überzeugt) weniger wollüſtig ſcheinen, als ein volles und wohlgenährtes. So ſehr heftet ſich die Natur in Sachen des Geſchlechtstriebes, aus ſehr begreiflichen Urſachen, überall an das Körperliche!

Vollendet, ich will ſagen, für unſer moraliſches Gefühl befriedigend vollendet, hätte vielleicht Göthe Philinens Charakter, wenn er der einſtweiligen Reue, welche Philine wegen ihres Betragens äußert, z. B. da, wo ſie Meiſtern geſteht, daß ſie ſich ſelbſt verachten müßte, wenn ſie nicht fähig wäre, ſich zu ändern, und ſich ſeiner Freundſchaft werth zu machen, und wo ſie von ihrem Zuſtande, den ſie den vorigen nennt, eine aufrichtige Beſchreibung macht (S. 128 2r Band) wenn er dieſer Reue den Anſtrich eines wahren Ernſtes zu geben beliebt hätte. Allerdings täuſcht ſie hier den, eine ſo tiefe Verſtellung nicht durchſchauenden, Wilhelm: aber der Dichter erklärt ihr Betragen ausdrücklich für Heucheley, und die Abſicht, in welcher ſie hier grade die Reue heuchelt, (nemlich, um Wilhelmen in das von der Baronin dem Grafen gelegte Netz deſto ſicherer hineinzulocken) macht uns ihre Reue ſo gar verhaßt, indem ſie dieſelbe zu einem ſträflichen Mittel unedler Zwecke herabwürdiget, und mit ihrer Beſſerung offenbar ein Gaukelſpiel treibt.

Gewis würde auch nur eine vorübergehende, augenblickliche, aber ernſte Reue in Philinen unſer nicht ſelten gegen ſie empörtes Moralgefühl gewiſſermaßen verſöhnt haben.

Wolle aber der Dichter seinen Lesern an Philinens Beyspiel die schreckliche, nur zu allgemein-bestättigte Wahrheit lehren, daß bey weiblichen Geschöpfen dieser Gattung, ächter reiner Moralsinn endlich ganz verloren geht: so hat er dadurch diesem, für manche Leser und Leserinnen höchst verführerischen, Charakter einen wesentlichen Theil des verführerischen genommen, und ihn, was für jeden edleren Darsteller immer rühmlich ist, moralisch-erbaulich, ich will sagen, belehrend und warnend, geschildert: eine Absicht, die der Dichter auch durch einige oben schon ausgezeichnete, Züge bezweckt zu haben scheint.

Da dieses sonderbare Mädchen den Leser nicht weniger durch ihr so einziges Betragen, als durch ihren Geist zu interessiren weis: so sagen wir billig auch noch etwas über den letztern und seine eigenthümliche Wendung.

Philinens Geist ist nicht ausgebildet; er ist aber auch nicht vernachlässiget: sie hat von Geist und Bildung gerade genug, um sich nie in Verlegenheit zu finden, so oft ein Frauenzimmer Verstand und Gewandheit des Geistes für gewisse Gelegenheiten bedarf: und was ohne Zweifel noch mehr sagen will, sie hat Geist genug, um dadurch zu gefallen, so oft sie dadurch gefallen will: und gerade dies

ist das eigenthümliche Frauenzimmer-maas von Geist und Bildung.

Ist es Männerstolz, ist es Eitelkeit, ist es ein anderes Gefühl? Ich weis es nicht, aber gewis ist's, daß ich keine Dame über Gegenstände der Gelehrsamkeit oder des Scharfsinns mit gründlicher Einsicht und Kenntnis jemals sprechen hörte, ohne mich dadurch, um das allergeringste zu sagen, wenigstens befremdet zu fühlen.

Nicht Gelehrsamkeit, sondern eine gewisse Kenntnis; nicht Scharfsinn, sondern richtiges Urtheil; nicht ins allgemeine sich verbreitende Vernunft, sondern ins einzelne gehender Verstand; nicht schimmernder Witz, sondern naive Wendung, scheinen den eigenthümlichen Kreis geistiger Weiber-Bildung zu bezeichnen. Selbst alle Weiber von sehr glänzenden und sorgfältigst ausgebildeten Geistestalenten, die uns die Litteraturgeschichte aufstellt, haben sie wohl, seys in den schönen Künsten, seys in den ernsteren Wissenschaften, etwas geleistet, was über die Grenze des schönen, zierlichen, feinen hinausging?

Erhabenheit und hohes Pathos*) in welchem Gedicht einer Dichterin finden wir sie? Plato-

*) Sapphe's berühmte Ode — betrift nur „Liebe".

nischen Schwung, Humischen Scharfsinn, Rousseauische Energie, Kantische Spekulation — in welcher Proje einer schönen Französinn, oder Brittin, oder Teutschen treffen wir sie an? Selbst die populaire Klarheit, Bestimmtheit und Methode eines Garve — in keiner Frauenzimmerschrift erstrekken sich über zwey Seiten hinaus. Und welcher Entdeckung, welcher Erfindung, welcher auffallenden — auch nur Berichtigung rühmen sich endlich die Wissenschaften von der Hand der Leontien, der Hypatien, der Chatelet? Freilich sind die eben angerühmten Schriftsteller-Eigenthümlichkeiten auch in Männerwerken nur Seltenheiten: aber diese nähern sich denselben doch unverkennbar in einem höhern Grade.

Man verzeihe mir diese, wenn vielleicht weniger dem Ort, als der Zeit angemessene Abschweifung. Denn in der That! der Schwindelgeist gewisser allerneusten Philosophen des Auslandes und Einlandes hat in unsern Tagen auch die Begriffe von männlichen und weiblichen Anlagen und Thätigkeitskreis sonderbar durcheinader gemischt: und die geistreichen Scherze des Verfassers der Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber" sind von einer Menge eingeschränkter Geister im Ernst gedeutet; seine scharfsinnige Bemerkungen über einzelne

Aus-

Ausnahmen von der Regel, zu Allgemeinsätzen erhoben, und seine utopischen Vorschläge für sehr wesentliche Bestandtheile einer (wahrscheinlich noch abzufassenden) neuen Constitution des Menschengeschlechts erklärt worden.

Wir kehren zu Philinen zurück, über deren geistige Ausbildung hinaus zu gehen — den Natalien, den Theresen, und schönen Seelen ihres Geschlechts gestattet ist, als welche jedem feinern Männergeist, durch eine solche Verfeinerung und Veredlung ihrer intellectuellen Anlagen, nur desto liebens- und achtungswürdiger erscheinen müssen.

Dagegen kann Philinens Geist und Bildung als das Maas derjenigen natürlichen Geistesanlagen und Geistesbildung gelten, die der Mann von gewöhnlichem Geist und gewöhnlicher Bildung, das heißt, neunzehnzwanzig Theil unseres Geschlechts, und nicht selten auch die allerfeinsten und gebildetsten desselben, an dem Weibe fast einzig suchen und billigen. *)

*) Ich kannte sehr geistreiche Männer, die an Weibern grade am allerwenigsten Geist suchten. Ueberhaupt aber scheint es mir, als wenn die Männer im Ganzen weit weniger Geist an den Weibern suchen, als diese es wohl glauben. Doch — erfahrne Weiber wissen dies nur zu wohl.

Ein Weib braucht zur Führung einer Haushaltung, zur Behandlung ihrer eignen Liebe, und der Liebe des Mannes, der ihr gefallen, dem sie gefallen will, braucht zur Erziehung der Kinder, zur Leitung und Beherrschung des Gesindes, braucht in dem Umgange mit Mannespersonen, und insbesondere auch zu einer Art von geschickten Unterjochung ihres Gatten und seiner Launen, Leidenschaften und Ungestümheiten (eine Unterjochung, die sich der verfeinertste und edelste Mann nicht nur gefallen läßt, sondern sie so gar gerne hat) zu allem diesem braucht ein Weib eine gewisse Maße von Verstand, Urtheilskraft, Menschen-Kenntnis und Feinheit, mitunter auch Schlauigkeit des Geistes, wie sie da kein Schriftsteller zu der Abfassung eines mittelmäßig-gedachten, und mittelmäßig-geschriebenen philosophischen Werkleins, wie sie da kein Verfasser unsrer Alltagsromane, wie sie da kein Journal- und Almanachsdichter zu der Geburt seiner Geistesprodukte bedarf. Diese Maße von intellektueller Energie wollen wir den intellektuellen Hausbedarf des Weibes nennen.

Zu diesem Hausbedarf kömmt dann oft noch, was der Franzose nennt „les agremens d'esprit," eine originelle Wendung des Geistes zu

Laune und Witz, die Dinge aus gewissen leichten, gefälligen Gesichtspunkten anzusehen, oder sie in solche hinüber zu wenden: das wahre zu beleben, das schöne zu verschönern, das interesselose interessant zu machen; über das schwerfällige leicht, über das verdächtige unmerklich hinzuschlüpfen; eigene oder fremde Verlegenheiten täuschend zu verstecken, oder schlau zu umgehen, oder sich geschickt herauszuziehen: denn das ist eigentlich Weiberwitz und Weiberlaune: hiezu werden sie durch ihren natürlichen Hang zum Putz und zur Eitelkeit, durch die Eigenthümlichkeiten und Talente der männlichen Art einzigen Leidenschaft, der Liebe, und durch ihre leichte, nachahmende, allgefällige Natur überhaupt hingeneigt; durch die, meistentheils nur auf Künsten dieser Art beruhende, Herrschaft über die Männer aufgefordert; durch die ungestümen Aufdringlichkeiten der letztern gereizt: und durch tausend größere und kleinere Verlegenheiten in dem Kreise ihrer Thätigkeit mannigfaltig gebildet.

Denn in der That! nach vielfachen Beobachtungen, fand ich von jeher in der Unterhaltung eines interessanten Weibes beym Tisch oder beym Cafe, in ihrer Art zu erzählen oder gewisse Dinge zu wenden, in ihrem Benehmen gegen Liebhaber und Nichtliebhaber, oft in einem

Blick, einer Wendung des Auges, bey gewiſſen kritiſchen Umſtänden, oft in dem Grad der Stärke oder der Schwäche eines Händedrucks zum Ausdruck gewiſſer Leidenſchaften und ihrer verſchiedenen Thermometer-höhe, — in allem dieſem, ſag' ich, fand ich oft mehr Geiſt und Feinſinn, und Originalität, als in Bändeſtarken Auswahlen von Gedichten „mittelmäßiger Dichter": ja ſelbſt noch jetzt, wo ich, als Geiſtlicher, auch nicht einmal im Scherz, eine Unwahrheit, und ſelbſt keine ſchöne Unwahrheit ſagen darf, geſtehe ich's unverhohlen, daß ich, bey meinen blos pſychologiſchen Beobachtungen über den Menſchen und ſeine charakteriſtiſche Bizarrerien, mehr Geſchmack, Kunſtſinn und feines Ahnungsgefühl des Schönen und Schicklichen finde in der Art, wie die junoniſche **r** ihr ebenſchwarzes Haar in Locken hinfallen läßt; wie die piquante Grazie **r*n*g ihren Hut ſetzt, und wie die, zur Furcht aller Bräute und zum Schreck aller jungen Gattinnen ſo allgemein bewunderte Mamſ. —l*— ihren Schawl trägt, als in allen Gedichten gewiſſer heutigen Dichter, die ſich, nach dem ſehr bedeutungsvollen Ausdruck gewiſſer teutſchen Rezenſenten, recht gut leſen, nach meinem Urtheil aber viel beſſer nicht leſen laſſen.

Dieſen wahren Frauenzimmer-Geiſt und Witz hat Göthe Philinen gegeben; dieſen äußert ſie in ihren einſtweiligen Maximen, Bemerkungen, Redewendungen, Gleichniſſen; in ihrer Art zu erzählen, in ihrer ganzen Manier, die Dinge und die Menſchen anzuſehen und zu beurtheilen.

„Eure Geſellſchaften, ſagt ſie einſt, indem „von der allgemeinen Unterredung der Menſchen „die Rede iſt, kommen mir vor, wie die ſteifen „Perrucken mit den zierlich-gethürmten Locken".

Welche Wahrheit! wie treffend! wie rouſſeauiſch! wie glücklich mahlt hier Philinens leichte Zunge das gezwungene, convenzionsmäßige, das zufällige und doch nicht regelloſe zuſammen geſteppelte unſerer geſellſchaftlichen und ſtatiſtiſchen Verbindungen! So wie dieſe da jetzt noch faſt durchgängig ſind, müſſen ſie allerdings als ein mühſam-zuſammengeheftetes, noch mühſamer im Stande zu erhaltendes, und nebenher höchſt läſtiges Bekleidungsſtück der Menſchheit angeſehen werden.

„Wenn ich nur nichts mehr von Natur und „Naturſcenen hören ſollte, ruft ſie einem von ihr „verſchmähten läſtigen Declamator über rieſeln„de Quellen und murmelnde Bäche und ſäuſeln„de Lüftchen, hinterdrein: es iſt nichts unerträglicher, als ſich das Vergnügen verrechnen

„zu lassen, das man genießt. Wenn schön „Wetter ist, geht man spazieren, wie man tanzt, „wenn aufgespielt wird. Wer mag aber nur „einen Augenblick an die Musik und wer ans „schöne Wetter denken? der Tänzer interessirt „uns, nicht die Violine, und in ein paar schöne „schwarze Augen zu sehen, thut einem paar „blauen gar zu wohl. Was sollen dagegen „Quellen und Brunnen, und morsche Linden!“

„Sie sah, indem sie so sprach, Wilhelmen, „der ihr gegenüber saß, mit einem Blick in die „Augen, dem er nicht wehren konnte, wenig„stens bis an die Thüre seines Herzens vorzu„dringen.“

Ich finde es dem natürlichen Fein- und Schön-Sinn eines Weibes höchst angemessen, wenn eine schöne Gegend, eine ergötzende Aussicht, ein rieselnder Bach, und jede Schönheit der Natur, sie mit einem angenehmen Eindruck berühren.

Aber für mich hat es etwas — ich weis nicht was — befremdendes, langweiliges und abstoßendes, wenn einige unserer Damen und Mädchen, verführt durch die reitzenden Beschreibungen romantischer Gegenden und Naturschönheiten in Gedichten und Romanen, eine ganz besondere Verfeinerung und erhöhten Geistesschwung darin setzen, daß sie, etwa bey einem

Caffee mitten im Winter, ſich mit einer Art von Begeiſterung über geſehene, oder geleſene ſchöne Gegenden, Ausſichten u. ſ. w. ergieſſen.

Die Urſache dieſes widrigen Gefühls ſcheint mir darin zu liegen, daß das Weib, als von der Hand der Natur ſelbſt für den engen Kreis der dem Auge zunächſt vorliegenden Dinge gemacht, und auf die Erde hingeſtellt, durch jeden zu kühnen Schwung der Einbildungskraft in Weiten und Fernen hinaus (geiſtig und körperlich gedeutet) dieſen beſchränkten Kreis überfliegt, und ſehr leicht die Meinung einflößt, daß ſie, über dieſen Weiten und Fernen der Einbildungskraft, die Nähe und das Detail der weiblichen Dinge vergeſſen habe.

Bey uns Männern liegt hier überdem ein geheimes Gefühl im Hintergrunde, daß Weiber, die in unſerer Gegenwart von Dingen der Einbildungskraft, von lebloſen Bäumen, Bergen, Ausſichten, mit dieſer Begeiſterung ſich unterhalten können, von dem ihnen viel natürlichern Intereſſe für Männer und Männer-Umgang, und mitunter auch für uns, die zu jenen ihren redneriſchen Naturſchilderungen ein geduldiges Ohr leihen müſſen, ziemlich losgetrennt ſeyn müſſen.

Nicht zu gedenken, daß jene Naturſchönheiten ihr wahres Intereſſe faſt einzig durch An-

ſchließung auf religieuſe oder ſittliche Ideen erhalten: wozu ſich nur wenige unter den Weiſern erheben können. Daher auch nur Dichter, wie Kleiſt und Thomſon, Naturſchönheiten mahlen, oder wie Matthiſon und Salis, beſingen müſſen, wenn uns ihre Schilderungen nicht, nach dem Popiſchen Ausdruck, ein Gaſtgebot auf lauter Suppen ſcheinen ſollen: und doch langeweilt den Kenner auch ſchon manches Liedchen der beſchreibenden Gattung von der Hand eines Matthiſon.

* * *

Die wandernde Schauſpieler-Truppe ſtößt unterwegens auf den, ihr noch unbekannten, Abbe: er verſchwindet: und jeder der Anweſenden will den ſonderbaren Mann ſchon irgend anderswo geſehen haben.

„Und doch könnt ihr euch alle irren, unterbricht ſie Philine; dieſer Mann, fährt ſie fort, „hat eigentlich nur das falſche Anſehn eines Bekannten: weil er ausſieht, wie ein Menſch, und „nicht wie Hans und Kunz.“

„Was ſoll das heißen, ſagt Laertes, ſehen „wir nicht auch aus wie Menſchen? Ich weis, „was ich ſage, verſetzt Philine, und wenn ihr „mich nicht begreift, ſo laßt's gut ſeyn. Ich wer-

„de nicht am Ende noch gar meine Worte aus„legen ſollen".

So alltäglich hier Scene und Handlung ſcheinen, ſo waren ſie's doch werth, von einer Göthiſchen Hand ins Gemählde mit aufgenommen zu werden.

Philinens erſtere Bemerkung, daß wir uns nemlich oft blos deswegen überreden, einen Menſchen irgendwo ſchon geſehen zu haben: „weil er, nach ihrem naiven Ausdruck, wie ein „Menſch, und nicht wie Hans oder Kunz aus„ſieht"; iſt ſehr treffend. Denn grade alsdann, wenn ein Menſch in ſeinem äußern Anſehen, und insbeſondere in der Phyſiognomie, nichts ausgezeichnetes, nichts befremdendes oder hervorſtechendes hat, kann ſich die Seele am erſten täuſchen, ein ähnliches Menſchenbild irgend zu einer andern Zeit, oder an anderm Ort ſchon wahrgenommen zu haben: indem, wie bekannt, der größte Theil der Menſchen, der ſich unſern Bemerkungen darſtellt, wie am Geiſt, ſo am Körper, nichts auszeichnendes, nichts hervorſtechendes verräth. Und eben dies iſts, was Philine mit dem „nicht Hans, nicht Kunz" ſagen will.

Wenn man ſie nicht verſteht, (und gewis! viele ſehr alltäglich-geſagte Dinge enthalten, wenn der ſcharfſinnige Pſychologe ſie unter das

mikroscopische Glas der Analyse bringt, einen tiefen und mitunter nicht leicht zu entwickelnden Sinn): so ist es eben so charakteristisch, was sie hinzusetzt: „Ich weis, was ich sage: und wenn ihr mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich werde am Ende doch nicht meine eigne Worte auslegen sollen.“

Nichts gewisser, als daß Philine, hätte sie den wahren Sinn ihrer eignen Worte erklären sollen, verlegen gewesen seyn würde. Aber sie begnügte sich, wie der Menschenverstand, und insbesondre auch Weiber, seine Repräsentanten, meistentheils zu thun pflegen, mit jenem dunkeln Ahnungsgefühl, von welchem unser Geist, auf eine, von den Psychologen lange noch nicht hinlänglich beleuchtete, wunderbare Art überall geleitet wird, wo die Ideen gleichsam mehr durch ihre Masse (extensiv) als durch ihren Gehalt (intensiv), ich will sagen, mehr durch die Menge, als durch die Klarheit der Vorstellungen, auf uns würken; und wo wir die Wahrheit mehr dunkel (aber sehr lebendig) fühlen, als klar einsehen.

Sicher, etwas gesagt zu haben, was Sinn enthält, kümmert's das leichte Mädchen nicht, daß naseweise Krittler ihr Wort in Anspruch nehmen, und gewissermaßen für sinnlos erklären wollen.

Univ. Bibl.

„Ich werde nicht am Ende meine eignen Worte auslegen sollen."

Bei vielen Dingen, wo der gemeine Menschensinn sagt, „das versteht sich von selbst", frägt der Philosoph nicht ohne Grund: und wie versteht sich's? und plagt sich lange, und nicht selten vergeblich, mit diesem Wie?

Eben dies ist die wahre Geschichte der Philosophie!!

Die Ideen von Gott, Vorsehung, Freyheit, Pflicht, Recht, Tugend, gehören mit zu den vielen, und zugleich zu den auszeichnenden, die dem gemeinen Menschensinn durch ein gewisses Ahnungsgefühl bewohnen, und er hätte, so oft der speculative Denker sie in Anspruch nehmen wollte, mit Philinen: „sie verstehn sich von selbst: „ich werde doch wol nicht meine eignen Worte auslegen sollen." Und doch scheint es, daß, nachdem über das Wie? der sich selbst erklären sollenden Begriffe unter den scharfsinnigsten Geistern seit drittehalb tausend Jahren und länger, die Meinungen getheilt gewesen, erst in unsern Tagen, durch das von Königsberg her ausgegangene Licht ein befriedigender Aufschluß darüber ertheilt werden. So — scheint es.

* * *

Eine sonderbare, aber treffende Bemerkung aus Philinens Munde, ist es, wenn sie einmal

sagt: „Ich kann die Kinder nicht leiden! und ein andermal: „ich wollte, daß man die Kinder, wie die Früchte von den Bäumen schüttelte."

Einem so leichten, flatterhaften Geschöpfe konnte ein so wichtiges und mitunter lästiges Weiber-Angehänge, als Kinder sind, wol nicht anders als höchst lästig scheinen. Die Furcht, bey ihrem sträflichen Umgange mit Männern, irgend einst mit dieser Last behelliget zu werden, mußte jenen Eindruck beharrlich machen. Ueberdem aber liegt in Philinens Bemerkung noch ein gewisser tieferer Sinn, den Philine selbst wahrscheinlich nicht ahndete: den es uns aber, als philosophischen Analytikern, zu erörtern verstattet sey.

Jedes Weib, welches, seys nun mit, seys gegen Convenienz der Welt, ein Kind hat, stellt uns dadurch gleichsam ein sichtbares Unterpfand sinnlichen Liebesgenusses vor Augen: denn der Uebergang der Seele von der Würkung, und wäre diese die heilsamste, die schönste, die erhabenste, zu ihrer Ursache, ist hier, so wie überall, sehr natürlich. Dagegen hat jede verheirathete Dame, die ohne Kinder ist, und immer war, ein — ich weis nicht was — leichtes, lustiges, ätherisches. Denn wenn wir sie uns gleich, eben wegen der Rechte einer verheiratheten Frau, keinesweges als in dem

Liebesgenuß umfahren denken können: ſo liebt doch die Seele, die grade hier ſo gern verſchleiern mag, jede aufſpringende Erinnerung an Dinge dieſer Art: und eine Erinnerung dieſer Art iſt allemal ein Kind, und wär es das ſchönſte, das liebenswürdigſte, das hoffnungsvollſte.

Uebrigens freilich, geſteh' ich, daß ich keinen Mann für vollkommen ausgebildet halten kann, der nicht Vater iſt, und es nie war: ſo wie keine Frau, die nicht Mutter iſt, und es nie war. Die Natur hat an dieſe Vater und Muttergefühle, als die allernatürlichſten unſerer geſammten phyſiſchen und moraliſchen Organiſazion, einen zu weſentlichen Theil unſerer menſchlichen Entwickelung geknüpft; und der ſittliche Verderb der Menſchheit, der hohe Cultur immer mitbegleitet, hat unter vielen andern Urſachen auch insbeſondere die immerſteigende Verringerung der Anzahl der Ehen zum Grunde.

* * *

Philinens Art, ſich auszudrücken und darzuſtellen, mag ſie erzählen, oder reflectiren, oder witzig ſeyn, hat überall den Charakter des leicht-hingeworfenen, naiven, des wie im Vorüberflug gehaſchten. Ihre Beobachtun-

gen sind wie ein treffender Blick auf einen Gegenstand: ihre Reflexionen sind ungezwungene Anbiegungen des Gegenstandes an einen leicht-empfänglichen Geist: ihr Ausdruck ist mehr eine schickliche als zierliche Form für den darzustellenden Gedanken: er skizzirt mehr, als er mahlt; ist mehr neu-gewandt, als wirklich original; mehr richtig, als scharfsinnig; mehr durch den Gegenstand erzeugt, als durch die Kraft des denkenden Subjects hervorgebracht. Kurz, auch ihre Art sich auszudrücken und darzustellen, hat das Gepräge jener natürlichen Leichtigkeit, die ihre eigene Art zu seyn, bezeichnet. Wehe dem Weibe, die nicht in ihrem eigenen Wesen diesen Charakter natürlicher Leichtigkeit mehr oder weniger ausdrückt: sie wird, bey allen andern achtungswerthen Vorzügen ihres Geschlechts, unter dem unsoliden, ungründlichen Männergeschlecht ohne Zweifel manchen Schätzer, aber schwerlich Liebhaber finden.

* * *

Die natürliche, glückliche Beobachtungsgabe, mit welcher der Dichter Philinen ausgestattet, macht sie auch zugleich jener Gewandheit fähig, nach welcher sie sich in alles zu fügen, das bekannte zu benutzen, das unbekannte zu ahnen, dem künftigen zuvorzu-

kommen weis: durch welche sie sich nie, auch nicht in den schwierigsten, verzweiflungsvollsten Umständen verlegen findet: ein eigenthümliches Weibertalent, wozu sie durch ihren angebornen Feinsinn, vielmehr, als wir Männer, aufgelegt sind: welches sie durch mannichfaltige und anschauliche Erfahrungen und Beobachtungen in den Verhältnissen des thätigen Lebens ausbilden und üben; und ohne welches sie, wie ich schon oben sagte, einem großen und wesentlichen Theil der in ihrem Kreise liegenden Geschäfte nicht gewachsen seyn würden.

Einen vernünftigen Mann verlegen zu sehen, ist mehr ein ängstlicher, als ergötzlicher Anblick: aber der Anblick eines verlegenen Frauenzimmers war mir von jeher unausstehlich. Jeder gebildeten Frau muß es viel leichter seyn, wenn sie will, einen vernünftigen Mann in Verlegenheit zu setzen: als dem feinsten Mann, eine Frau verlegen zu machen, wenn er auch immerhin bis zu einer gewissen Tücke gegen sie aufgereizt wäre. So natürlich ist es dem Weibe, feinklug zu seyn! so wie es uns Männern dagegen mehr geziemt, derbklug zu seyn. Denn dies ist es, was der Kreis unserer Thätigkeit eigentlich erfordert.

Belege von Philinens Gewandheit und Feinheit liefern uns unter andern insbesondere ihr politisch-heuchlerisches Betragen bey der Grafin, ihre aus dem Stegreif schlau erfundene Geschichte bey der Ueberraschung mit Friedrich, so wie ihr ganzes Betragen, oft widersprechend unsern Begriffen von Anstand und Sittlichkeit, aber immer angemessen ihrem eigenen Vortheil und eigenen Grundsätzen.

* * *

Mit ächtem Weiberwitz und treffender Beobachtungsgabe verbindet Philine auch endlich eine Gattung von ironischem Spott, der der schönen Hälfte unseres Geschlechts, wegen ihres Feingefühls für Anstand und Convenienz, ihr aber auch insbesondere wegen ihrer leichten und leichtsinnigen Art, die Dinge anzusehen, eigen ist. Denn eben deswegen, weil ihr so viele Dinge klein, unwichtig und überflüssig scheinen, die andern sehr ernst, gros und wichtig sind, muß sie auch nothwendig viel mehr zu belachen und zu spotten finden, als andere.

Grade in diesem Lach- und Spottgeist liegt mit ein Grund, oder er kann selbst vielmehr als ein wesentlicher Theil angesehen werden — von dem Frohsinn, welchen der Dichter über

Phi-

Philinens alle Reden und Handlungen ausgegossen hat.

Ein gewisser Ausdruck von Schwermuth und Leidsamkeit an einem Frauenzimmer hat für uns Männer allerdings einen gewissen Reiz: unter andern vielleicht auch deswegen, weil hier die Gefühle des Mitleids und der Theilnehmung sich zu dem Gefühl der Liebe gesellen, und dieses entweder erwecken, oder verstärken.

Von der andern Seite aber müssen wir in dieser liebenswürdigen Schwermuth und Leidsamkeit immer doch etwas unnatürliches finden: indem nicht Krankheit, sondern Gesundheit, nicht Schwäche, sondern Stärke, den Charakter der reinen unverdorbenen Natur bezeichnen.

So wie wir daher Gesundheit und Stärke an unsern Mitmenschen mehr lieben, als Krankheit und Schwäche, wenn wir gleich sehr oft zu den letztern, aus weisen Absichten der Natur, sympathetischer hingezogen werden: so behagt uns auch an einem Mädchen oder Weibe vielmehr Freude und Frohsinn, als gränzliche Schwermuth oder empfindsam-hinschmelzender Weich- und Zartsinn. Denn angenehm zerstreuen, aufheitern, zu jedem edleren Genuß des Lebens und der Liebe beseelen, sollte das Weib den Mann: sie sollte mit

ihm weinen, aber noch vielmehr und öfter, mit ihm sich freuen.

Die Würde der Gattin, der Mutter kleidet schon eher ein Zug von Leidsamkeit. Aber jedes Mädchen muß, will sie der Natur treu bleiben, auf ihrem Gesicht und in ihrem ganzen Benehmen, jenes leichte, frohe, immer ungetrübte Götterleben auszudrücken suchen, welches uns die schönen Träume der Griechen an den Charitinnen und allen schönen Bewohnerinnen des Olymps schildern.

* * *

Philine gefällt allen Männern; das ist natürlich: sie misfällt allen Weibern; das ist eben so natürlich. Denn alle Männer lieben ein unwiderstehlich-reitzendes, und alle Weiber hassen ein unwiderstehlich-gefallendes Weib. „Alle Schauspieler, die vom Director Serlo engagirt wurden, wollten, sagt der Dichter, das Ansehen haben, durch Philinen empfohlen zu seyn“: ein jeder fühlte, obgleich nur zu wol überzeugt, daß sie keinen wahrhaft, und keinen einzig liebte, dennoch seine Eitelkeit gescheichelt, augenblicklich in ihrer Gunst zu stehen: wie denn überhaupt Coquettenliebe mehr Reitz selbst für sehr gründlich denkende Männer hat, als man's aus manchen an-

dern Gründen glauben würde: und es dürfte schwer seyn zu entscheiden, ob bey einem großen Theil der Menschen Liebe mehr Eitelkeit oder mehr Wollust sey? Mancher macht sein Glück bey Weibern bloß dadurch, daß es von ihm heißt: er mache bey Weibern viel Glück: und manchen Weibern laufen Männer blos deswegen nach: weil es heißt, oder weil man sieht, daß Männer um sie buhlen. Auch hier, wie überall, ersetzt die Einbildungskraft die Wirklichkeit, oder kommt ihr zuvor.

Eben so natürlich aber als Liebe der Männer, ist Haß der Weiber gegen Philinen, z. B. einer Melina, einer Aurelie, wie es auch der Dichter so häufig andeutet.

Alle Weiber sind geborne Hasser des Schönen und Gefälligen an ihrem eigenen Geschlecht, ihr eignes Selbst ausgenommen. So lange indessen die Schönheiten und Reitze eines Mädchens oder Weibes unbewundert und ohne Eindruck auf die Männer bleiben: so lange ist dies Geschlecht ein ziemlich billiger Schätzer derselben: und wir hören oft eine vornehme Dame die Schönheit eines Land- oder eines Dienstmädchens mit neidloser Zunge rühmen.

Sobald dagegen dieſe Schönheiten von den Männern bewundert zu werden, und dieſe Reize zu feſſeln anfangen: dann erwachen Neid und Eiferſucht in den Herzen ſelbſt der frömmſten und der edelgeſinnteſten: es iſt eine zu tiefe Wunde für ihre Eitelkeit und für ihre ſehr verzeihliche Gefallſucht. Es ſcheint, die Natur wollte, daß jedes Mädchen oder Weib eine bewunderte Schönheit ihres Geſchlechts als ihre Nebenbuhlerin anſehen ſollte, die ihnen ihren Geliebten Jüngling oder rechtmäßigen Gatten abwendig machen könnte. Denn offenbar iſt jene natürliche Eiferſucht der Weiber von der vorſichtigen Natur darauf berechnet, ihre Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für die Bewahrung der Liebe ihrer Liebhaber zu ſchärfen. Kömmt nun zu dem allen noch, daß ein ſolcher weiblicher Günſtling der Männer die ſüßen Geheimniſſe der Liebe, an deren Verſchleyerung den Weibern aus phyſiſchen und moraliſchen Gründen viel gelegen ſeyn muß, nicht mit jenem Anſtande behandelt, den natürlicher und conventioneller Zartſinn erfordern: dann muß ihnen jener Haß nur um ſo vielmehr gerechtfertiget ſcheinen.

Und gerade dies war der Fall bey Philinen.

So wie indeſſen alles, was das Gefühl triſt, ſeinen Eindruck auf Weiber nie verfehlt: ſo erweckt Philine auch bey den Weibern gewis

eben ſo viel äſthetiſches Wohlgefallen, als moraliſches Misbehagen. Und das letzte mußte natürlich auch der Fall ſeyn bey jedem Mann von veredeltem Gefühl und feſten moraliſchen Grundſätzen, wie z. B. bey Wilhelm Meiſter, den, nach ſeinem eigenen Ausdruck, Philinens frevelhafte Reitze unwiderſtehlich feſſelten: unterdeß ſein edleres Selbſt ſie faſt verachtete.

„Philinen konnte er nicht widrig, nicht un„hold begegnen: ſie hatte nichts gegen ihn „verbrochen: und dann fühlte er ſich ſo fern von „jeder Neigung zu ihr, daß er recht ſtolz und „ſtandhaft vor ſich ſelbſt beſtehen konnte". S. 104 3r Band.

Denn freilich iſt es eine Bemerkung, die eben ſo ſehr den Moraliſten ärgert, als dem Aeſthetiker über alles vortheilhaft iſt: daß einiger Leute Fehler uns mehr gefallen, als anderer Tugenden: eine Bemerkung, auf deren Wahrheit ein groſſer Theil alter und neuer Trauerſpiele, Luſtſpiele und Romane gebaut iſt, und die wiederum durch dieſe erläutert und beſtättiget wird.

Da das andere Geſchlecht von einer ſehr leichten, nachahmenden Natur iſt, und von einem unwiderſtehlichen Hange zu gefallen, hingeriſſen wird: (So ſehen wir hier in Berlin,

wo Atalante-Vigano's bezauberndes Pantomimenspiel das Alltagsgespräch ist, Weiber und Mädchen das Köpfchen hängen, die Arme lieblich-nachlässig schlenkern, und Feder-leicht über die Straße hüpfen!) so sey es mir auch erlaubt, die schönen Leserinnen vor jeder Nachahmung der Zauberin Philine zu warnen.

Denn so sehr auch den Männern an dem andern Geschlecht eine gewisse liebenswürdige Frohmüthigkeit und unverschleierte Offenheit zu behagen pflegt: so werden sie doch, so lange Sitte und Anstand noch einige Rechte über sie behaupten, die Philinen viel lieber in andern Zirkeln sehen und suchen, als in denen, welche Sie, meine schöne Leserinnen, mit Ihrer Gegenwart beglücken.

* * *

Noch ein paar Charaktere, männliche oder weibliche, von Philinens leichter Gattung, würden dem Göthischen Roman einen großen Theil seines moralischen Werths genommen haben. Dagegen jetzt dieser Werth durch die Hinstellung eines solchen Charakters in die Mitte so vieler edlen, und an jeder moralischen Lehre und Warnung fruchtbaren, vielleicht nur gehoben wird.

Eben deswegen haben wir auch unsere Erörterungen über Philinen so gleich auf die Charakter-Darstellungen der schönen Seele, einer Natalie und einer Therese folgen lassen. Und nunmehr gehen wir von jenem leichten zu dem ernsten, schwermüthigen, und Schwermuth-einflößenden der Mignon.

* * *

Tiefe, aber verhaltene, in sich zurückgedrängte Empfindsamkeit bildet die Hauptfarbe in diesem Charakter-gemälde: und gänzliche Verlassenheit des armen Geschöpfes giebt dieser tragischen Schwermuth nur noch ein tieferes Dunkel.

Ein, an Geist und Körper kränkelndes, vierzehn- oder funfzehnjähriges weibliches Geschöpf, entrissen den Armen liebender Eltern, entrissen einem holden Mutterlande, und von des Schicksals grausamer Hand hingestoßen unter eine verächtliche Seiltänzer-Truppe, wird von einem edlen, schönen Jünglinge, wird von Wilhelm Meister, aus diesem Zustande mehr als barbarischer Sclaverey befreyt, und von demselben mit der Sorgfalt eines Vaters, mit der Zärtlichkeit einer Mutter gepflegt und unterhalten.

Mignon liebt Wilhelmen, und muß ihn lieben, mit der Dankbarkeit eines

Pfleglings, mit der Zärtlichkeit eines Kindes. Ihre unbegränzte, obgleich durch ihre Unerfahrenheit sehr eingeschränkte Dienstfertigkeit gegen Wilhelm, ihr unermüdliches Bestreben, ihm zu gefallen, und seine wohlthätige Milde zu vergelten, sind Beweise jener ihrer Pfleglings-Dankbarkeit.

Aber Mignon ist ein funfzehn-jähriges Mädchen: der Trieb sinnlicher Liebe erwacht in voller Strebe-Kraft: die Seiltänzer-Bande, unter welcher sie vorher gewesen, der Anblick so manches verdächtigen in dem Betragen Philinens und anderer Schauspielerinnen gegen die Männer, und dieser gegen jene, besonders aber Philinens frevelhafte Offenheit in ihren Absichten auf Meistern, führen der regen Einbildungskraft des schuldlosen Geschöpfes Bilder zu, die den erwachten Naturtrieb gefährlich beleben und verstärken.

Mit der Heftigkeit natürlich-starker Empfindsamkeit, mit der Hingebung einer Verlassenen und Unglücklichen, mit dem Feuer einer lebernden Einbildungskraft, wirft sich ihre Liebe — auf wen?

Auf wen anders, als auf Meistern, den edlen, den schönen Meister. Er hat so viel thätige Liebe für Mignon bewiesen!

Wer hat mehr Recht, und mehr Pflicht, ihn wieder zu lieben, als Mignon? Alle Weiber, alle Mädchen (ſie iſts Zeuge) laufen Wilhelmen wie um die Wette nach!! Wen kann Mignon ſchöner, liebenswürdiger finden, als ihn, den Allgeliebten, Allgeſuchten?

Wenn der Philoſoph, der Dichter, der Sprachforſcher, nur zu oft Urſache finden, es zu bedauern, daß die Sprache zur Bezeichnung der Geſchlechtsempfindung keinen eigenthümlichen, ſondern denſelben Ausdruck (Liebe) gewählt hat, womit wir ſympathetiſches Wohlwollen gegen die uns gleichgeſchaffenen Naturen überhaupt andeuten: ſo ſehen wir hier, ſo wie in tauſend Vorfällen des wirklichen Lebens, wie innig, wie unzertrennlich moraliſche Liebe und Geſchlechtsliebe mit einander verbunden ſind, und wie leicht jene in dieſe übergeht, wenn der moraliſch-geliebte und der moraliſch-liebende von verſchiedenem Geſchlecht ſind.

Ich finde es höchſt wahrſcheinlich, daß kein noch ſo geſchenter Mann ſich irgend einer Frau, und keine noch ſo vernünftige und keuſche Frau ſich einem Manne, für erwieſene Wohlthaten moraliſch verpflichtet fühlen kann, ohne daß ſich nicht in das Gefühl des Verpflichteten, und des Ver-

pflichtenden mehr oder weniger von Geschlechtsempfindung mit einmische.

So enge ist das Band zwischen moralischer und physischer Liebe unter Personen verschiedenen Geschlechts! So einzig hält die schaffende und erhaltende Natur das menschliche Geschlecht, wie an einer alles-stützenden, alles umschließenden Handhabe, an dem Interesse des Mannes für das Weib, als Weib; des Weibes für den Mann, als Mann!

Eben in diesem innigen Zusammenhange der moralischen und der Geschlechtsliebe ist daher die Ursache jener Bezeichnung beyder, durch ein und dasselbe Wort*) zu suchen: indem Geschlechtsliebe offenbar als der höchste Grad sympathetischen Mitgefühls für die uns verwandte Naturen angesehen werden muß.

Aber zurück — von dieser dem Psychologen und philosophischen Sprachlehrer vielleicht nicht unangenehmen Abschweifung zu der interessanten Mignon!

Mignon also liebt, liebt den Meister: aber sie weis es selbst kaum, daß sie ihn liebt. Sie befindet sich in jenem Zustande süß-schwärmerischen Hinbrütens und der in ihren eigenen Traum-gestalten schwelgenden

*) Denn wir sagen ja Nächstenliebe, und Liebe zu den Weibern.

Einbildungskraft, jenem Mittelzustande lüsterner Sinnlichkeit zwischen Wohl und Weh, zwischen Sehnsucht und Hoffnung: ein Zustand, von dem jedes unschuldige Mädchen in der Epoche der sich entwickelnden Mannbarkeit mehr oder weniger empfindet, und der sich gewöhnlich durch einen gewissen physiognomischen Ausdruck schmachtender Sehnsucht ankündiget.

Unbestimmt, wie ein solches Geschlechtsgefühl in unschuldigen Mädchen ist, war es für Mignon um desto gefährlicher, daß es sich auf Einen, und so nahen Gegenstand heftete: und der Dichter mußte ihr daher sogar einen Grad moralischer Reizbarkeit, das heißt, moralischer Liebe geben, als er ihr nun gab, um durch den moralischen Theil ihres Liebegefühls für Meister, ihren Wohlthäter, ihren zweiten Vater, den physischen für Meister, den schönen, den allgesuchten Jünglina, zu mäßigen. Denn gewis ist diese Mäßigung der sinnlichen Liebe durch die moralische natürlicher, und eben deswegen nicht so selten, als es uns da epikurische oder sentimentalische Dichter überreden; oder auch schwachköpfige Philosophen und Halbkenner der menschlichen Natur demonstriren wollen: nur wird freilich erfordert, daß diejenigen, die diese Prüfung keine Prüfung ist

es allerdings) beſtehen ſollen, von einer bis jetzt noch unverleiteten, unverführten Sinnlichkeit ſind.

Denn auch Mignon konnte ja, ohngeachtet ihres vorigen und gegenwärtigen Umgangs, immer nichts mehr, als ahnen.

Aber auch bey dieſem Grade moraliſcher Liebe, aber auch bey dieſen reinen und unverdorbenen Sitten, welches Feuer, welche Gewalt der Empfindung in den einſtweiligen Ausbrüchen jener innerlich-zehrenden Glut! welche Braut kann zärtlicher, inniger an ihrem Bräutigam hängen, als Mignon an Meiſtern! kann emſiger ſtreben, in allen gröſten und allen kleinſten Dingen ihm gefällig zu werden, als Mignon! kann ſich tiefer gekränkt fühlen, wenn er ſie irgend zu vernachläſſigen, oder die Beweiſe ihrer Liebe nicht gehörig zu würdigen ſcheint, als Mignon! Keine andere, als Wilhelms Rockfarbe will ſie tragen: um ihm zu gefallen, wäſcht ſich das arme Geſchöpf ihre ſchwarzbraune Farbe bis aufs Blut ab: gereizt durch ein leichtſinniges Liedchen auf das Süße einer in den Armen des Geliebten zugebrachten Nacht, ſchleicht ſie ſich, unbewuſt, was ſie dort thun will, in der Nacht an Wilhelms Schlafzimmer hin, wo leider! eine Philine ihr ſchon zuvorgekommen iſt.

So wie jede gewaltige Leidenschaft, von welcher ein Mensch unwiderstehlich beherrscht wird, etwas schauerliches für uns hat, indem wir in einer solchen Allgewalt der Leidenschaft gleichsam sichtbar die eherne Hand eines alles unterjochenden Schicksals erkennen, und von dem Gefühl menschlicher Ohnmacht ergriffen werden: so hat auch eine Liebe, wie sie uns da der Dichter in Mignon schildert, unüberwindlich-heftig, heimlich-sehnend, und in sich selbst verschlossen, — etwas schauerlich-wehmüthiges, furchtbar-rührendes.

Wie unter einer von dem Arm unerbittlicher Natur aufgebürdeten Last sehen wir das arme, unglückliche Geschöpf seufzen und schmachten, und, allmählig sich selbst verzehrend, endlich erliegen und hinschwinden. Nirgends Hülfe, nirgends Linderung für das geängstete, von hoffnungsloser Sehnsucht und süß-bangen Ahnungsschauern zerrissene Herz: weiß sie's doch selbst kaum, was sie will? wornach sie schmachtet? Furchtbar-charakteristisch an jeder verhaltenen heftigen Leidenschaft ist die kurze, abgebrochene, aber immer tiefen Sinn ausdrückende Sprache derselben. Es scheint, als wenn die, mit ihren Vorstellungen und Empfindungen überladene, Seele, sich gleichsam vor sich selbst fürchtet; und ihre eigne Bürde durch Worte sich

ſelbſt und andern vor Augen darzulegen ſcheuet. Selbſt als kalte Zeugen und Beobachter einer ſolchen kurzen, abgebrochenen Ausdrucksart erfüllen uns ſolche Menſchen mit einer geheimen Angſt: es iſt, als wenn wir befürchten, die langverhaltene Leidenſchaft, deren eigne Stimme wir in dieſen einſylbigen Lauten vernehmen, würde gegen uns ſelbſt, würde in dieſem Augenblick losbrechen, und die ganze Fülle ihrer Gewalt ausſchütten.

Wie denn überhaupt eine ſchweigende Leidenſchaft pathetiſcher iſt, als eine beredte: welches aber leider weder von unſern declamatoriſchen Dichtern und Dramatikern, noch von unſern polternden Schauſpielern beherziget wird. Denn wäre dies, ſo würden uns jene nicht mit unzeitigen Redner-figuren langweilen; dieſe nicht durch kreiſchende Sprache und convulſiviſche Pantomimen übertäuben.

Mignons abgebrochene, aber ſinnvolle Ausdrucksart, z. B. wenn Wilhelm ſie frägt: Warum gefällt dirs in unſerm Lande nicht? und ſie dann ihm antwortet: „Mich friert hier"; ihr beredt-ſtummes Pantomimenſpiel; ihr geheimnisvolles in ſich gekehrtes Weſen; — hat etwas ſchauderhaftes, etwas, das die Einbildungskraft eben ſo ſehr erſchüttert, als unſere Neugier ſpannt und reizt.

Das scharfsinnige, das treffend und glücklich-gesagte in solchen kurzen Ausdrücken verhaltener Leidenschaft liegt darin, daß der mit allen seinen Energien gespannte Geist aus der concentrirten Masse reger Ideen und Empfindungen gerade diejenigen aushebt, die ihm die gegenwärtigsten, die lebendigsten sind.

Wenn die Dichter von Begeisterung, von Enthusiasmus sprechen, wenn sie von diesem Geisteszustande rühmen, daß alsdann, um mit dem kühnen Ausdruck eines Morgenländers zu sprechen, die Gebärmutter der Seele sich aufschließt, und ihnen Gedanken geboren werden, wie der Thau aus der Morgenröthe: was ist diese Begeisterung, dieser Enthusiasmus anders, als der leidenschaftliche Schwung, womit der Geist seinen Gegenstand ergreift, und in welchem ihm, gerade vermittelst dieser leidenschaftlichen Bewegung seines Innern, alles an diesem Gegenstande von der lichtvollsten Seite erscheint.

Wir bemitleiden, bedauern die Arme, so lange noch Wilhelm sich in ihrer Nähe befindet: wenn gleich auch hier schon der Anblick von des Einziggeliebten mehr oder weniger verdächtigem Umgange mit Weibern und Mädchen, seine mannichfaltigen anderen Zerstreuungen, und nicht

ſelten auffallende Gleichgültigkeit gegen Mignon, eine ſolche Liebe tief, tief kränken mußte.

Aber wir zittern, wir ſchauern für das arme Geſchöpf wenn nun Wilhelm die Truppe verläßt: wenn ſie allein und einſam, fremden Händen anvertraut wird: wenn kein holder Blick, kein liebevolles Wort des Einziggeliebten, ganze Tage und ganze Monate hindurch dieſes lechzende Herz erquickt. Ja wir zittern, wir ſchauern für Mignon.

Und nicht umſonſt!

Die unwiderſtehliche, immer-heftiger lodernde und immer gewaltſamer-zurückgedrängte Flamme frißt ſich durch das verzehrte Herz in den Sitz des körperlichen Lebens hinein: eine Krankheit nagt an dem, durch die Geburt ſchon mit ſiechem Stoff geſchwängerten, Körper.

Wie zur einſtweiligen Ableitung ihrer allgewaltigen Gefühle für Meiſtern hängt ſie ſich eine Zeitlang mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit an den kleinen Felix, den ſie, wie der Dichter ſchildert, ſo einzig wartet und pflegt. Und wer weiß es nicht, daß für zärtliche, von beſtimmten, oder von unbeſtimmten Liebe-gefühlen tiefdurchdrungene Weiberſeelen Liebe zu einem unſchuldigen Kinde, oder auch zu einem Vogel, einem Hündchen — ein nicht unglücklicher Ableiter unbefriedigter

Sehn-

Sehnſucht iſt? Gewährt es uns doch ſchon auch bey andern Leidenſchaften eine gewiſſe Befriedigung, wenn wir dieſelbe an ganz andern, als an ihren eigenthümlichen Gegenſtänden, wenn wir z. B. unſere Erbitterung wegen eines Falles, an dem Stein, der uns fallen machte, äuſſern können.

Wilhelm, der geliebte Wilhelm, kömmt nicht! Sehnſucht und Liebe in dem armen Mädchen werden immer Ausſicht- und hoffnungsloſer, Geiſt und Herz immer ſiecher, der Körper immer kränker.

Mignon iſt religieuſe!

Zurückgedrängt von dem gezähmten ſüſſeſten Genuß, beraubt jedes lindernden Troſtes, hingeworfen in die Mitte fremder und zum Theil ſehr gefühlloſer und leichtſinniger Menſchen, wie ſie eine Comödianten-Truppe immer zu haben pflegt, ohne Ausſicht, ohne Hoffnung, — ohne Wilhelm — überſpringt ſie mit einer immergeſpannten und längſt überſpannten Einbildungskraft alle Schranken einer ſo durchaus Genuß- und Freudenleeren, und dieſem Herzen nimmergnügenden Wirklichkeit, und ſucht für ihre, hienieden unbefriedigte und nimmer zu befriedigende, Sehnſucht ein Ziel in einer andern Welt. Wie kindlich-zuverſichtlich, wie lieblich-ſchauerlich ihre Phan-

taſie mit überſinnlichen Himmelstraumgeſtalten ſpielt! Wie ihre, an Sehnen und Schmachten und Harren gewöhnte Einbildungskraft ſich an die überirrdiſche Genüſſe ſchmiegt, nicht anders, als an den abweſenden Wilhelm!

Wie uns ihr ganzes Weſen ſchon in jenes ſchwebende, duftige, ätheriſche aufgelöſt ſcheint, ohngefähr ſo, wie uns da der Sänger des Meſſias den Uebergang der Auferwekten zur himmliſchen Verklärung ſchildert! Auch wir Leſer, nicht blos die getäuſchte Kinder S. 41 Bd 158—59 ſehen einen Engel in ihr: gleich einem Harmonie-reichen Engellaut, aus verklärtem Munde oder von einer der Harfen am Throne des, der ewig iſt, tönt uns in Ohr und Herz das ſchöne Lied:

So laſt mich ſcheinen, bis ich werde:
Zieht mir das weiſe Kleid nicht aus,
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus. u. ſ. w. S. 259. ff.

Als Wilhelm zum erſtenmal nach ſeiner letztern längern Trennung ſie kurz vor ihrem Tode wiederſieht, „reicht ſie ihm lächelnd die Hand, „und ſagt: ich danke dir, daß du mir das Kind „wiederbringſt: ſie hatten ihn Gott weis wie „weit entführt, und ich konnte nicht leben zeit-

„ber. So lange mein Herz auf der Erde noch „was bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen".

„Die Ruhe, mit welcher Mignon ihren Freund empfangen hatte, versetzte die Gesellschaft in große Zufriedenheit (S. 286. 4r Bd.)" Es scheint hier mit dem Gemüthszustande der Mignon so zu ergehen, wie vielen Körper-Kranken, die kurz vor ihrer gänzlichen Auflösung, sich gesund zu fühlen anfangen.

Die durch hoffnungsloses Sehnen und fruchtloses Streben erschöpfte Seele wendet sich plötzlich auf die entgegengesetzte Seite gleichmüthiger Ruhe, um nun bald auf immer — zu einer bessern Ruhe einzugehen. Fast sollte man glauben, Geist und Körper brauchten zu ihrer endlichen Auflösung eine gewisse Spannung, welche die Natur nur durch eine solche vorhergegangene Sammlung der Kräfte hervorzubringen wisse.

Es war's werth, — dies edle, wohlgeborne, und unglückliche Mädchen, welches uns während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft mit ihr so einzig interessirte, daß der Dichter ihr frühzeitiges, aber von der frommen Dulderin nicht mehr als von uns selbst gewünschtes Abscheiden aus einer für sie freudenleeren und aussichtlosen Welt, mit dem erhaben-rührenden

Chorgesange krönte, mit welchem er uns S. 414 — 463 4r Band entzückt.

Ein Chorgesang, welchen von Anfang bis zu Ende der Geist des Verfassers der Iphigenie durchwehet, dieser Geist, der Sophokles Erhabenheit mit Euripides zarter Empfindsamkeit, in ächt-antiker Manier, so glücklich zu verbinden weis, daß der Kenner des Alterthums nicht ein Werk neuer Dichtkunst, sondern die möglichtreuste Uebersetzung eines Originalwerks der schönsten Epoche des Alterthums zu lesen glaubt, welches, den Kritikern Europens bis dahin noch unbekannt, aus den verschütteten Bibliothekssälen irgend eines den Musen günstigern Herkulaneums aufgegraben werden. So still-erhaben und heilig-ernst sind die Gedanken in diesem feierlichen Todten-Gesang! so groß und würdevoll, und doch zugleich zart und menschlichweich die Gesinnungen! so weit entfernt beyde — von tändelnder Schwärmerey für's Uebersinnliche, und von atheistischem Unglauben! so gefällig-weise gemischt erscheinen hier die holden Schimmer des Lebens mit den dunkeln Schatten des Todes! so feierlich-voll und wie Harmonika-laute aus einer bessern Welt tönet der rythmisch abgemessene Vers, der jetzt wie aus dumpfer Grabeshöhle heraufschallet, jetzt wie in die lichten Sphären emporjauchzt.

Der Chor mit ſeinen Lehren und Ermahnungen voll erhabenen Ernſtes ſchwebt wie über dem Staube: bewillkommt den verklärten Ankömmling in der höhern Sphäre: zeigt den auf der Erde zurückgebliebenen das glücklichere Loos der Erdentronenen: erinnert ſie an Bewahrung und Ausbildung ihres edlern Selbſt, als des Göttlichen im Menſchen, des Schönen und Guten: und ermuntert ſie zum ſchönen und edlen Genuss des holden Daſeyns.

„Seht die mächtigen Flügel doch an! ſeht „das leichte reine Gewand! wie blinkt die gold„ne Binde vom Haupt! ſeht die ſchöne, die „würdige Ruh!“

„Schaut mit den Augen des Geiſtes hinan! „in euch lebe die bildende Kraft, die das ſchön„ſte, das höchſte, hinauf über die Sterne das „Leben trägt.“

„Kinder kehret ins Leben zurück. Tag und „Luſt und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.“

Die Knaben weinen, wie aus dem Staube herauf, und ein jeder Laut ihrer Stimme iſt ein rührender Seufzer aus dem Munde der elegiſchen Muſe ſelbſt.

„Ach! wie ungern brachten wir ihn her: Ach! „und er ſoll hier bleiben! laſst uns auch bleiben! „Laſst uns weinen, weinen an ſeinem Sarge.“

Die Jünglinge:

Schüler ächt Sokratiſcher Weisheit beſänftigen ſie die weichen Klagen der Knaben, und lehren ſie ernſten Lebensgebrauch.

„Schreitet, ſchreitet ins Leben zurück! nehmt „den heiligen Ernſt mit hinaus: denn der „Ernſt, der heilige, macht allein das „Leben zur Ewigkeit.“

Dieſes „Nehmt den heiligen Ernſt mit hinaus: denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit“ tönet etwas unausſprechlich großes, tiefſinniges, überirrdiſches

nil mortale. Virgil.

Jedes Wort iſt weit und ſtark wie ein Rieſenſchritt: und die ganze Sentenz hat durch den kraftvollen Gräzismus,

„der Ernſt, der heilige“

und durch das Dunkelhelle in der Wendung

„macht allein das Leben zur Ewigkeit“.

eine Kühnheit, einen Nachdruck, und pathetiſche Fülle, mit welcher nur der Mund eines Ueberirdiſchen ſprechen zu können ſcheint.

Als ich zum erſtenmal das „der Ernſt, der heilige“ in dieſer Verbindung las, dünkte mich's, daß das Wort „Ernſt“ hier zum erſtenmal in der ganzen Wahrheit und Fülle ſeines Sinnes gedeutet worden.

Hätte man mir dieſen erhabenen Chorgeſang als ein griechiſches Originalſtück vorgelegt, und mich Verfaſſer und Epoche deſſelben rathen laſſen: ſo würde ich geſagt haben: Als Diotime, die Göttliche, ſtarb, entwarf Socrates den Plan dazu: Plato ſetzte die Worte und den Rythmus: Sophokles feilte die Verſe; und Xenophon hielte das Stück eine Zeitlang für den eigenen Schwanengeſang des von Unſterblichkeit begeiſterten Socrates.

* * *

Wenn ich das in rührende Empfindungen für Mignon zerfließende Herz meiner Leſer und Leſerinnen von neuen Wehmuthsſchauern beben machen will: welchen Charakter kann ich auf Mignon folgen laſſen, als Marianen: ach! Mariane, die unglückliche, gute, edle, noch unter den Klauen der Verführung gute, edle, unverführte, und von dem edelſten Jüngling dennoch verlaſſene, weggeworfene Mariane.

Ich lege, ehe ich noch weiter ſchreibe, für einige Augenblicke die Feder beyſeite, um mich erſt ſatt zu weinen um ſo manches treffliche Samenkorn der Menſchheit, welches, hingeworfen an den öden Weg eines Lebens voll unſeliger Zufälligkeiten, von rohen Füßen zertreten,

und ohne Blüthe, ohne Frucht, auf immer vernichtet wird.

Von bemittelten Eltern geboren, eine Zeitlang im Wohlstande erzogen, und zu jeder holden Gemächlichkeit des Lebens gewöhnt, die man nur peinlich entbehrt, sieht sich das funfzehn-sechzehnjährige Mädchen, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Freund und Führer, in der traurigen Nothwendigkeit, einen Stand (der Schauspieler) zu wählen, der, wenn er nicht aller der Unterstützung genießt, zu welcher Kunsttalent berechtiget, diejenigen, die sich ihm aus Noth widmen, so leicht jeder lockendsten Verführung und jedem drückendsten Elende preisgiebt.

Leider fühlt sie das letztere zu früh und zu schrecklich, als daß sie nicht den Schlingen der erstern gefährlich nahe gebracht werden sollte. Figur, Jugend, Schönheit, interessantes Spiel, locken bald Männer und Jünglinge herbey, die einer so zarten, schuldlosen Seele besser nie naheten.

Aber was ihr reines Herz verwirft, wählt der Drang der Noth. Doch gewährt sie keinem, was ein edles Weib nur dem einzig-geliebten, oder dem unzertrennlichen Lebensgefährten gewährt.

Wilhelm Meiſter, der edle, der ſchöne Jüng-
ling, mit einem Geiſte, wie ihn nur ſelten
Jünglinge haben, mit einem Herzen, ſanft und
zart und rein, wie Marianens, Wilhelm Mei-
ſter allein iſt der Glückliche! denn er iſt der
einzig-würdige.

Gemählde erſter, reiner, ſchuldloſer Jüng-
lings- und Mädchen-Liebe — welcher alltäglich-
ſte Roman will ſie uns nicht liefern? aber
welcher der treflichſten, die je geſchrieben wor-
den, liefert ſie uns mit dieſer Fülle, dieſer
Zartheit, wie ſie ſich da unter tauſend Jüng-
lings- und Mädchenſeelen kaum in einer, und
auch in dieſer nur in den ſeligſten Augenblicken
holder Erinnerung einſt-genoſſener Wonnen
abſpiegeln.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſeyn.

Jene ätheriſche Engelgeſtalten gränzenloſer
Hingebung, ewiger Treue, ſüßer Herzensergie-
ſungen, und lieblicher Tändeleyen, unter de-
ren Genuß der Geiſt zum Körper, der
Körper zum Geiſt wird, dieſe Traumge-
ſtalten einer wonne-berauſchten Einbildungs-
kraft, die uns bey jeder innigen Theilnehmung für
Liebende bald mehr, bald weniger lebhaft vor-
ſchweben, — — Göthens Meiſterhand hat ſie zu

haſchen, Göthens Kunſt hat ſie unſerm Auge darzuſtellen, unſer Herz mit der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zu entzücken gewußt. Er ſelbſt ſpricht einſt von einem überſchäumenden, überquillendeu Becher friſcher Liebe: aber in dem Gemählde von Marianens und Wilhelms Liebe hat er uns dieſen Becher bis zum vollen Götter-rauſch zugetrunken.

„Ich lieb ihn! Mit welchem Entzücken ſprech' „ich zum erſtenmal dieſe Worte aus: das iſt die „Leidenſchaft, die ich ſo oft vorgeſtellt habe, „von der ich keinen Begriff hatte. Ja ich will „mich ihm um den Hals werfen. Ich will ihm „meine ganze Liebe zeigen, ſeine Liebe in ihrem „ganzen Umfange genießen."

Sehet da die Sprache verliebter Begeiſterung in aller ihrer Fülle und Klarheit, wie eure ekel-ſentimentaliſchen Roman-Dichter ſie euch ſo oft **wollen** hören laſſen!

„Wilhelm verrichtete des Tages ſeine Ge„ſchäfte pünktlich, entſagte gewöhnlich dem „Schauſpiel, war Abends bey Tiſche unterhal„tend und ſchlich, wenn alles zu Bette war, in „ſeinen Mantel gehüllt, ſachte zum Garten hin„aus, und eilte, alle Hero's und Leanders im „Buſen, unaufhaltſam zu ſeiner Geliebten."

Dieſe Stille des Gemüths, dieſe ſorgfältige Beobachtung aller gewöhnlichen Pflichten und

Sitten, dieſes heimliche, in ſich verſchloſſene, mahlt wahre Liebe unendlich treffender, als jene heroiſche Aufbrauſungen, jenes enthuſiaſtiſche Grosſprechen und Aufpoltern, jene renommiſtiſchen Wegſetzungen über alles, was Convenienz und Sitte heißt; als jene Flammenſprühenden, Mord und Tod drohende Reden, womit unſere allerneuſten Romanſchreiber ihre verliebten Helden ohngefehr eben ſo reichlich, und auch eben ſo ſchicklich ausſtatten, als ihre Ritter mit ungeheuren Handegen, Helmen und Federbüſchen.

Wahre Liebe liebt ſtill und geräuſchlos, wie ächte Tugend handelt: heilige Schaam- und Lippen-verſiegelnde Verſchwiegenheit wachen unaufhörlich an der Thür eines Herzens, in welchem ächte Liebe wohnt. Wir ſchlieſſen ſo gern die ganze Welt aus von derjenigen Welt, in welcher wir ſo einzig genießen.

„Als Wilhelm aus dem erſten Taumel der „Freude erwachte, erſchien ihm alles neu, ſeine „Pflichten heiliger, ſeine Beobachtungen lebhafter, ſeine Kenntniſſe deutlicher, ſeine Talente „kräftiger, ſeine Vorſätze entſchiedener.“

Jede Leidenſchaft ſchwängert gleichſam die Seele mit neuem Lebensſtoff: alle ihre Kräfte werden zu einer ſtärkern Energie und erhöhten Thätigkeit angeregt: eben einen ſolchen leiden-

ſchaftlichen Gemüthszuſtand nennen die Dichter, wir ſagtens ſchon oben, mit einem eben ſo erhabenen, als treffenden Ausdruck, Begeiſterung.

Unter allen Leidenſchaften aber, von welchen wir gerührt oder erſchüttert werden können, verbreitet ſich keine ſo einzig über den ganzen Menſchen, nach Geiſt und Herz, nach Geſinnungen und Handlungen, als die Liebe: und die Wirkungen einer ſolchen Alleinherrſchaft der Liebe in der Seele hat der Dichter hier ſo wahr, ſo einfach dargeſtellt.

Eine Zeitlang ſüß zu naſchen, und dann auf immer davonzuflattern: das iſts, was unſre Wüſtlinge Liebe nennen. Nicht ſo — wahre Liebe.

„Alle Freuden der Liebe haben wir empfun„den: aber es ſind neue Seeligkeiten in dem „beſtättigten Gedanken der Dauer. Wir gehö„ren einander an, und keins von beiden verläßt „oder verliert etwas, wenn wir für einander „leben. Vertrau mir, und ſey ruhig".

Der Uebergang von der Liebe zur Ehe, von den Süßigkeiten der erſtern zu der Gründlichkeit der andern, iſt in jedem unverdorbenen Herzen die natürlichſte Entwickelung dieſer Leiden-

ſchaft: ihren einzigen Gegenſtand immer zu lieben, und immer zu beglücken — das iſt Wunſch ächter Liebe. Daß aber die Entzückungen der erſten Liebe allmählig in ſanfte Milde übergehen, iſt eben ſo natürlich, und eben ſo heilſam, als daß ſie im Anfange ſtatt fanden. Der Ernſt des fleißigen Arbeiters, oder des thätigen Geſchäftsmannes, die zuſammengeſetzte Sorgfalt der Hausfrau und der Mutter, würden mit jenen Entzückungen ſchwer vereinbar ſeyn.

Mariane nun — wie zeichnet ſie ſich aus? Durch welche Art von Witz oder originellen Wendung des Geiſtes? Durch welche Art zu denken oder zu handeln?

Mariane kann nichts als lieben, rein, zärtlich, innig lieben.

Und dies iſt es, was Meiſtern, was uns, ſo einzig an ihr intereſſirt.

Liebenswürdig zu lieben — darin beſteht die höchſte Weiber Originalität.

Wehe den Weibern, die, bey herrlichen, unſchätzbaren Vorzügen jeder Art des Geiſtes, des Witzes, des Schöngefühls, der Kenntniſſe, nicht liebenswürdig ſind, indem ſie lieben!

Ja lieben, iſt das einzige, was Mariane kann. Vergebens forſchen wir in

jenen süßen Unterhaltungen des geliebten Jünglings mit dem geliebten Mädchen nach Spuren eines piquanten, treffenden, oder auch leis und sanft einhertretenden Mädchen- und Weiberwitzes, wie er den Schönen von einem besonders lebhaften Geist oder auch von einer gewissen weichen Leidsamkeit eigenthümlich zu seyn pflegt.

Ein einzigesmal nur giebt uns der Dichter einen Wink von einer Art Wendung oder Witz, den die Liebe selbst die Liebenden lehrt, und von dem ich daher sagen möchte, daß er nicht in ihrem Geiste lag, sondern ihr von außen kam.

Wilhelm in einer jener liebe-traulichen Abendstunden zeigt ihr das Puppenspiel, und erklärt ihr Rolle und Kleidung der spielenden Personen. Und hier setzt der Dichter hinzu:

„David war ihr zu klein, und Goliath zu gros; sie hielt sich an ihren Jonathan!

„Sie wußte ihm so artig zu thun, und zu„letzt ihre Liebkosungen von der Puppe auf un„sern Freund zu übertragen, daß auch diesmal „wieder ein geringes Spiel die Einleitung glück„licher Stunden wurde."

Jede Leidenschaft, jeder Instinct im Menschen, hat seine eigenthümliche Art von Witz, ich will sagen, von erhöhter Geistesthätigkeit und Lebhaftigkeit, das, was in dem Kreise der Leiden-

ſchaft oder des Inſtinkts liegt, zu wenden, zu leiten, Mittel und Zweck zuſammen zu ordnen, Schwierigkeiten zu umgehen u. ſ. w.

Leute ohne allen Geiſt hörte ich oft in Augenblicken gereizten Unwillens und brennender Erbitterung mit treffenden und glücklichen Wendungen ſprechen.

Laſſet das einfältigſte Mädchen verliebt werden: und ihr werdet ſie witzig, geiſtreich, feinklug finden, in allem, was den Gegenſtand ihrer Liebe betrift.

Alles alſo, was Mariane iſt, iſt ſie durch Liebe und in Liebe. Charakter wahrer Liebe iſt es, daß der Liebende den Geliebten nicht blos durch Annehmlichkeit reizen, ihm nicht blos durch Schönheit gefallen, ſondern auch ihm moraliſch-gut und tugendhaft ſcheinen will; ein Zug dieſer zarten Leidenſchaft, den die Natur deswegen hier angebracht zu haben ſcheint; weil ſie die durch Liebe Verbundenen zu den ernſteſten und wichtigſten Zwecken ihrer großen Oekonomie der menſchlichen Dinge beſtimmte, nämlich zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts, zur Bildung und Erziehung junger Weltbürger, zur Beherrſchung der Familien. Wie weiſe, wie heilſam-abſichtlich war's von ihr, daß, da ſie die ganze Moral, von der ſinnlichen Seite unſerer Natur angeſe-

hen), einzig auf Sympathie gründete, sie in dieſe ſtärkſte, umfaſſendſte, heilſamſte aller Sympathien zugleich unmittelbar einen Fond von Moral hineinlegte.

Daher denn auch die alte Sage der Dichter von der Verwandtſchaft des Schönen mit dem Guten, der Liebe mit der Tugend, mehr Grund hat, als einige der neuern Philoſophen,

Epicuri de grege

zugeben wollen: worin ſie aber, wie in ſo vielen andern ihrer Grundſätze, die ſie für Erklärungen der Natur ausgeben, dieſer offenbar ins Angeſicht widerſprechen.

Schönheit, kann man ſagen, iſt äußere Tugend, und Tugend iſt innere Schönheit: beyde ſind, nur in verſchiedenem Accord, harmonierende Laute einer und derſelben ewigen Liebe, die dieſes All mit mächtigen Banden zuſammenhält.

Auch Mariane will ihrem geliebten Wilhelm nicht blos ſchön, ſondern auch gut, auch tugendhaft, will ihm ein durchaus vollkommenes Mädchen ſeyn. Aber ach! wie weit fühlt ſie ſich, in ihrer unſeligen Lage, von dieſer Vollkommenheit entfernt?

„Ach wenn nur nicht manchmal die kalte „Hand der Vernunft über ihr Herz gefahren „wäre.

„wäre. Selbſt an dem Buſen Wilhelms war „ſie nicht ſicher davor. Und wenn ſie nur gar „wieder allein, und aus den Wolken, aus de„nen ſeine Leidenſchaft ſie emportrug, in das „Bewuſtſeyn ihres Zuſtandes herabſank: dann „war ſie zu bedauern. Das arme Mädchen „hatte ſich Augenblicke in eine beſſere Welt hin„übergerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, „aus Licht und Freude, ins Oede, Verworfene „ihres Lebens herunter geſehen, hatte gefühlt, „welche elende Creatur ein Weib iſt, das mit „dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehr„furcht einflößt, und fand ſich äußerlich und in„nerlich um nichts gebeſſert.“

„Welche elende Creatur ein Weib iſt, das „mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und „Ehrfurcht einflößt“: eine große Wahrheit, die jedes Mädchen und jede Frau in ihr Souvenir eintragen ſollte! Durch Schönheit und Annehmlichkeit flößt man Liebe, durch Tugend allein nur Ehrfurcht ein. Und von dieſer Ehrfurcht kann man ſagen, was der Dichter — jeder andern Gattung von Ehrfurcht z. B. des Standes mit Recht abſpricht:

Majestas et amor in una sede morantur.

Ovid.

Liebe und Ehrfurcht herrſchen auf einem Throne beyſammen.

Eben ſo charakteriſtiſch iſt es, wie uns der Dichter in dem folgenden Marianens Liebe ſchildert.

Giebt es eine feinere Moral, einen bewundernswürdigeren Edelſinn, als den die Liebe Marianen lehrt?

Sie hat dem rohen, zudringlichen Norberg, ohngeachtet ſie von ſeiner Freygebigkeit faſt einzig abhängt, muthig und glücklich widerſtanden.

„Wie heiter wachte ſie auf", erzählt die alte Barbara von der frohen Siegerin. „Wie freundlich rief ſie mich herein! wie lebhaft dank„te ſie mir! wie herzlich drückte ſie mich an ih„ren Buſen! Nun, ſagte ſie, indem ſie lächelnd „vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an „mir ſelbſt, nicht an meiner Geſtalt freuen, da „ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten „Freund angehöre. Wie iſt es ſo ſüß, überwun„den zu haben! welch eine himmliſche Empfin„dung iſt es, ſeinem Herzen zu folgen! wie „danke ich dir, daß du dich meiner angenom„men, daß du deine Klugheit, deinen Verſtand, „auch einmal zu meinem Vortheil angewendet „haſt! ſteh' mir bey, und erſinne, was mich „ganz glücklich machen kann."

Faſt erhaben iſt es, wenn das edle Mädchen, nach ſo glücklich überſtandenem Kampf, ſich in Offizierkleidung wirft, und in

dieſer Heldentracht ihren geliebten Wilhelm erwartet.

„Verdien' ich nicht, ſagte ſie, heute in „Mannstracht zu erſcheinen? hab' ich mich nicht „brav gehalten? Mein Geliebter ſoll mich heute wie das erſtemal ſehen, ich will ihn ſo „zärtlich, und mit mehr Freyheit an mein Herz „drücken, als damals: denn bin ich jetzt nicht „vielmehr die ſeine, als damals, da mich ein „edler Entſchluß noch nicht frey gemacht hatte?"

„Aber, ſetzt ſie nach einigem Nachdenken hinzu, noch muß ich erſt das äußerſte wagen, um „ſeiner werth, und ſeines Beſitzes gewiß zu ſeyn: „ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zuſtand offenbaren, und ihm alsdann überlaſſen, „ob er mich behalten oder verſtoßen will: und „wäre ſein Gefühl, mich zu verſtoßen, fähig: „ſo würde ich alsdann ganz mir ſelbſt wieder „angehören: ich würde in meiner Strafe meinen Troſt finden, und alles erdulden, was das „Schickſal mir auferlegen wollte".

Wie viele und wie große Tugenden entwickeln ſich in dieſem Mädchenherzen mit dem einzigen Keim der Liebe! alles-hingebende, alles aufopfernde Dankbarkeit, Heldenmuth, gehaltene Faſſungsgabe, unendlicher Zartſinn.

Mit diesen Gesinnungen, diesen Hoffnungen, erwartet sie Wilhelm, den geliebten Wilhelm. Und ach! er kommt nicht! grade heute nicht! und kommt nimmer. Und die arme, die Unglückliche, bringt diesen Abend und diese Nacht, bringt jeden Abend und jede Nacht bis in ihren Tod, allein, einsam, verlassen und — ohne Wilhelm zu. O des grausamen Geschicks! welches die Liebenden trennt, und diese Treue unbelohnt lässet.

Wilhelm kommt nicht, und Mariane stirbt! stirbt, mit einem Liebespfande von dem geliebten und unerschuldet treulosen Wilhelm im Schoos. Und alles, was uns von einer so schönen, so zarten, so einzig-weiblichen Seele übrig bleibt, sind einige Zettelchen aus ihrer Brieftasche, die eine Barbara aufbewahrt.

Jedes dieser Briefchen ist wie ein schwerer Seufzer aus der Tiefe des Herzens, im blutigen Todeskampf heraufgestöhnt: in den sechsen, welche uns der Dichter S. 171. aus dem eröffneten Kästgen mittheilt, herrscht eine immer steigende, immer schwellende Angst schmachtender, zweifelnder, zagender, hoffnungsloser, hinsinkender, sterbender Liebe: und in jedem einzelnen Briefe herrscht ein wunderbares Steigen und Sinken, Sinken und Steigen aller genannten Leidenschaften. Der

letzte iſt das Höchſte des immerſchwellenden Pathos! das ganze Todesröcheln einer Mariane, des beſten, treuſten und unglücklichſten Mädchens, ſchauert in demſelben durch die zerriſſene Seele des Leſers hin:

„Du willſt mich nicht hören? ſo muß ich „denn jetzt wohl verſtummen, aber dieſe Blätter „ſollen nicht untergehen: vielleicht können „ſie noch zu dir ſprechen, wenn das Leichentuch „ſchon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme deiner Reue nicht mehr mein Ohr erreichen kann. Durch mein trauriges Leben bis „an den letzten Augenblick wird das mein einziger Troſt ſeyn: daß ich ohne Schuld gegen „dich war, wenn ich mich auch nicht unſchuldig nennen durfte.“

Edle, fromme Dulderin! wie lange ſchriebſt du an dieſen wenigen Zeilen? wie oft wardſt du von Schluchzen und Seufzen unterbrochen? wie oft zerfloſſen Thränen in das, leider! Seelenloſe Naß der Feder? Wie oft legteſt du die Feder beyſeite, um dein gram-bezeichnetes, ſchönes Angeſicht in das naſſe Thränentuch zu verhüllen? Nicht mit Dinte, ſondern mit Blut geſchrieben, las ich die Worte: „durch mein trauriges Leben“. Ja wohl trauriges Leben!! ein Leben mit dieſem Herzen, und in dieſem Stande; ein Leben einſt mit Wilhelm, und nun

ohne Wilhelm; ohne ihn — auf immer ohne ihn, auf immer. Ja wohl ein trauriges Leben!! Mariane! Mariane! wer um dich nicht weint, der hat keine Thränen.

Ich werfe die Feder aus der Hand, um die meinigen auf dem Papier erſt eintrocknen zu laſſen, ehe ich weiter ſchreiben kann.

„Jüngling! Jüngling! lies Marianens Briefe: und gehe hin, und verführe Mädchen.

Enthielte Dichter Göthens poetiſche Briefta-ſche nichts weiter, als dieſe ſechs Briefe Ma-rianens, ſo würden wir Göthen noch als einen großen Dichter verehren müſſen.

Der Charakter weiblicher Empfind-ſamkeit, der ſich bey dieſem Geſchlecht ins-beſondere in der Liebe äußert, iſt entweder ſanft-rührend, oder heftig-pathetiſch. Den er-ſtern ſchilderte uns der Dichter in Marianen: den andern ſtellt er uns an der Lydie dar.

„Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Thür „mit Heftigkeit ſich aufriß, ein junges Frauen-„zimmer hereinſtürzt, und den alten Bedien-„ten, der ſich ihr in den Weg ſtellte, zurück-„ſtieß. Sie eilte gerade auf den Abbe zu, und „konnte, indem ſie ihn beym Arm faßte, vor „Weinen und Schluchzen kaum die wenigen „Worte hervorbringen: Wo iſt er? wo habt ihr

„ihn? es iſt eine entſetzliche Verrätherey! geſteht „nur! ich weis, was vorgeht! ich will ihm nach! „ich will wiſſen, wo er iſt.“

So führet Göthe die Lydie bey dem Leſer ein: und dieſes heftige, ungeſtüme in ihrem Benehmen gegen Lothario, den ſie liebt, dieſes kurze, abgebrochene, in ihrer Art, ſich auszudrücken, dieſe Wuth der Leidenſchaft, möcht' ich faſt ſagen, charakteriſirt ſie durchgängig. Zu einer angebornen Heftigkeit der Denk- und Empfindungsweiſe geſellte ſich bey ihr noch der Umgang von Thereſens leichtſinniger Mutter, in welchem ihr, wie die immer treffend charakteriſirende Thereſe ſich ausdrückt, Leidenſchaft Bedürfnis ward.

Ihren geliebten Lothario „quält ſie mit ſtürmiſcher Sorgfalt, unbezwinglicher Angſt, und nie verſiegenden Thränen.“ Ein Ungeſtüm von Verliebtheit, der einem ſo kalten, ausgeprobten Weiber-kenner, als Lothario war, unmöglich behagen konnte; und am allerwenigſten behagen konnte, nachdem er eine Thereſe geliebt, und von dieſer, faſt möcht ich ſagen nur aus einer gewiſſen Herzens-Langenweile, zu Lydien überging; zu Lydien, deren Ungeſtüm durch den Kontraſt mit Thereſens weiſer Haltung ſeine Beſonnenheit nur um ſo viel mehr abſtoßen mußte.

Uebermächtige, und doch unbefriedigte Leidenschaft hat für uns immer etwas schauerlich-rührendes. Wer weint der unglücklichen Lydie nicht einige Thränen nach, wenn Wilhelm sie, durch eine Art von wohlthätiger Verrätherey, dem Anblick und Umgange ihres Lothario entreißt? Wer fühlt nicht etwas ähnliches von Hektors

δακρυοεις γελασειτε

(lächelndes Weinen) beym Homer, wenn Lydie, ehe sie in den Wagen steigt, der sie auf lange Zeit von Lothario entfernen soll, zu dem Diener sagt: „Grüßet euren Herren nochmals: vor Abends bin ich wieder zurück". Wer schilt nicht Verräther die Anstifter dieser ihrer menschenfeindlichen Entführung, wenn Kutscher und Wilhelm sie so vorsetzlich irre fahren?

Wer kann wahrer und treffender von einem Leiden sprechen, als der, den es drückt? Die alles unterjochende Heftigkeit ihrer Liebe zu Lothario schildert Lydie in folgenden Worten, die die Leidenschaft mit eignem Munde ausspricht:

„Ach! wie viele tausend Thränen und „Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet: „erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten „Orte verstohlen: aber lange konnt' ich das Le„ben nicht ertragen: nur in seiner Gegenwart „war ich glücklich, ganz glücklich! ferne von

„ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhi„gen Pulsſchlag.“

Der ſchönſte Commentar in Proſe zu der bekannten Ode der griechiſchen Dichterin Sappho an Phaon!

* * *

So wie wir alle unſre Leidenſchaften mehr oder weniger mit Vernunft und Willkühr verſetzen können, ſo daß wir uns ſehr bedeutungsvoll der Ausdrücke bedienen mögen: reflectirter Haß, reflectirte Liebe, reflectirte Rache: eben ſo giebts auch noch eine dritte Gattung von weiblicher Empfindſamkeit, die ich „die reflectirte“ nennen möchte: diejenige nämlich, die mehr in dem Geiſt, als in dem Herzen, mehr in der regen Einbildungskraft, als in dem Temperament eines Frauenzimmers ihren Grund und Sitz hat. Grade deswegen aber ſind auch die Wirkungen einer ſolchen reflectirten Empfindſamkeit ihren Urſachen gleich: reflectirte Empfindſamkeit und Liebe würken mehr auf den Verſtand, als auf das Herz; erſchüttern mehr die Einbildungskraft, als ſie uns ſanft rühren: wenn gleich ein hoher Grad derſelben, wie in ſeinen Urſachen, ſo auch in ſeinen Wirkungen, mit jener natürlichen Weiberempfindſamkeit, die uns für Marianen, für

Lydien ſo einzig intereſſirt, viel Aehnlichkeit hat, und, kaum noch dem mikroſkopiſchen Auge des Analytikers bemerkbar, mit dieſer zuſammenfließt.

Dieſe Gattung reflectirter Empfindſamkeit trifft man gewöhnlich bey geiſtreichen und, was wohl zu merken, mit Reitzen der Sinnlichkeit kärglich ausgeſtatteten Weibern an, wie uns der Dichter in Aurelien ſchildert. Bei den Weibern, denen ein vorzügliches Maas ſinnlicher Reize zu Theil ward, wird jene natürliche Weiberempfindſamkeit durch frühe und unaufhörliche Männerſchmeicheley, ſchon ſo frühe geweckt, und ſo vollkommen ausgebildet, daß hier — möchte man ſagen — Natur und Temperament jeder Reflexion zuvorkommen. Weiber der erſten Gattung dagegen, eben wegen ihrer geringen Annehmlichkeiten von den Männern weniger geſucht und unflattert, bleiben ſich ſelbſt überlaſſen, und erlangen daher auch gewöhnlich einen höhern Grad geiſtiger Bildung, als die von der zweyten: indem ſie durch Verſtand und Geiſtesbildung den Mangel ſinnlicher Reize erſetzen wollen: ein Erſatz, der leider! für den größten Theil der Männer den Mangel nicht aufwiegt. Wegen des höhern Schwunges der Einbildungskraft alſo, den ſie in dieſer

mehr männlichen als weiblichen Zurückgezogenheit annehmen, hat auch ihre Liebe, wenn nur ein Gegenstand ſich darſtellt, immer mehr von Eitelkeit als von Wollustgefühl, mehr von eingebildeten Anſprüchen, als von wirklichem Verlangen.

Und grade ſo hat uns Göthe Aurelien geſchildert: mit dieſem Schwunge der Einbildungskraft, mit dieſer Gattung von Liebe, hat er ſie uns dargeſtellt.

Wenn es in der Biographie eines Weibes allemal eine höchſt wichtige Frage iſt, was der engliſche Dichter Pope (vielleicht nur im Scherz?) als die einzige Frage bei einer Frau angiebt: ob ſie hübſch iſt? ſo fragen wir billig: war Aurelie hübſch?

Aurelie ſpricht zu Wilhelm von Männern jedes Standes, die ſie zu ihren Füßen geſehen, ohne doch einen einzigen als einen beſondern Gegenſtand ihrer Liebe auszuzeichnen: im Gegentheil verſichert ſie ſo gar, daß es ihr geſchienen, „als wenn die teutſche Nation ſich in allen dieſen ihren Verehrern als durch ihre Abgeſandten, hätte proſtituiren wollen.“

Hätte ſie, bey allem weiblichen Zartſinn, bey aller Anſtandsliebe, ſo geſprochen, wenn ſie unter ihren Verehrern einen einzigen Wilhelm, einen einzigen wahren Liebhaber gefunden

hätte? Aurelie hatte Geist! sie sprach gut! sie beherrschte durch Witz und Wendungsgabe ihren Cirkel! sie fand unter Männern ihre Verehrer.

Aurelie fand unter allen ihren Verehrern keinen Liebhaber.

Aurelie war also nicht hübsch: denn jedes hübsche Weib hat an allen ihren Verehrern, oder wenigstens an einigen derselben, Liebhaber.

Auch nennt der Dichter Aureliens Physiognomie nur geistreich.

Jeder Ausdruck, oder wenigstens jeder hervorspringende Ausdruck von Geist in einem Gesicht, biegt immer etwas gleichsam von der Schönheitslinie ab. Denn Geist ist Bedeutsamkeit, Energie, Kraft, Eigenschaften, die durch ihren Contrast mit dem glatten, flachen, nicht hervorspringenden, als den Urelementen des gefälligen und des schönen, sehr leicht dem Eindruck desselben Abbruch thun können. Allerdings gehört zum Ideal menschlicher Schönheit auch ein gewisser Ausdruck von Geist. Denn Denkkraft ist doch ein zu wesentlicher Theil unsers Selbst.

Und hier pflege ich zu sagen: ein schöner weiblicher Kopf muß glückliche Anlage zum Denken; ein schöner Mannskopf

über Geübtheit und Fertigkeit im Denken ankündigen.

Noch fand ich kein Geſicht eines großen und geübten Denkers, keinen Newtons- und keinen Ariſtoteles-Kopf, im ſtrengſten Wortſinne, ſchön! Noch weniger ſchön aber fand ich einen weiblichen Kopf, der mich mit dem Ausdruck hervorſtechender Geiſtes-Kraft anſprach. Aurelie alſo, nicht häßlich, aber auch nicht hübſch, nicht unangenehm, aber auch nicht feſſelnd, zog mehr durch einen ihrem Geſchlecht ungewöhnlichen Geiſt die Männer an, als durch ſinnliche Reize: und entbehrte höchſt wahrſcheinlich, was ſo manches geiſtreiche Weib entbehrt, jenes unerklärbare je ne sais quoi ihres Geſchlechts, wodurch die Philinen auch ohne beſondern Geiſt, gefallen, und mehr als gefallen, wodurch ſie unwiderſtehlich ſind.

Und eben auf den Mangel dieſes je ne sais quoi weiblicher Gabe zu gefallen, deutet Lotharios ſinnvoller Ausdruck von Aurelien hin: „Es iſt doch ein Unglück, wenn Weiber nicht liebenswürdig ſind, indem ſie lieben“.

Dies „liebenswürdig lieben“ ſagten wir ſchon eben, iſt ächtes Weibergenie: dies hatte, ſagten wir eben dort, Mariane, als eine holde Spende der Mutter Natur: und dies konnte Aurelien

keine Kunſt, kein Geiſt, kein Theater, und kein tiefes Studium des Schönen geben.

Scharfſinnige Weiberkenner haben angemerkt, daß häßliche Weiber, wenn ſie einmal lieben, heftig lieben. Der Grund davon iſt kein anderer, als daß die lange vergebens genährte, ungeſchmeichelte Leidenſchaft, wenn ihr nur endlich ein Gegenſtand aufſtößt, ſich mit geſammleter Macht auf dieſen wirft. So auch Aurelie, die immer verehrte, oft geſchmeichelte, und nimmer geliebte Aurelie.

Endlich findet ſich zu ihr ein Lothario, ausgeſtattet mit allem, was Natur, Kunſt und Erfahrung, wie in eine Form, zuſammenlegen können, um einen Günſtling der Weiber zu bilden.

„Er begegnet ihr mit einem gelaſſenen Anſtande, mit einer offenen Gutmüthigkeit, ſpricht „über ſie ſelbſt, ihre Lage, ihr Spiel, wie ein „alter Bekannter, ſo theilnehmend, und ſo „deutlich, daß ſie ſich zum erſtenmal freut, ihre „Exiſtenz in einem andern Weſen ſo klar wieder „zu erkennen. Er zeigt keine Härte, und ſein „Muthwille iſt gefällig: er ſcheint des guten „Glücks bey Frauen gewohnt zu ſeyn: das macht „ſie aufmerkſam: er iſt keinesweges ſchmeichelnd „und andringend; das macht ſie ſorglos.“

Einen ſolchen Gegenſtand ergreift Aureliens Liebe mit aller Heftigkeit langer Zurückhaltung,

mit allem Feuer einer regen Einbildungskraft, mit allen Anſprüchen einer immer-geſchmeichelten Eitelkeit. Und — ſie täuſcht ſich, täuſcht ſich ſchrecklich! Lothario liebt ſie nicht!

Eine ſo verliebte, und ſo getäuſchte Aurelie — wie wahr läßt ſie der Dichter ſprechen: „O wär' ich verführt, überraſcht, und dann verlaſſen: dann würde in der Verzweiflung noch Troſt ſeyn: aber ich bin weit ſchlimmer dran: ich habe mich ſelbſt hintergangen, mich ſelbſt wider Wiſſen betrogen; das iſt's, was ich mir nie verzeihen kann".

„O wär ich verführt, überraſcht, und dann verlaſſen!" Man hat gelächelt und gelacht über den Wunſch der Dido, den Virgil ſie mitten in der Verzweiflung, mitten unter den ſchauderhafteſten Verwünſchungen des geliebten Aeneas, ausſprechen läßt:

ſaltem mihi parvulus aula
luderet Aeneas. Aeneid. Lib. IV.

Hier hören wir aus Aureliens Munde einen ähnlichen Seufzer! aber Virgil und Göthe kennen die Natur beſſer, als unſre ſo genannten Weiber-männer: ſelbſt die Bosheit eines Lovelace findet in ihrem Herzen einen gewaltigen Fürſprecher. „Aber ich bin weit ſchlimmer daran: ich habe mich ſelbſt hintergangen; mich ſelbſt wider Wiſſen betrogen: das iſt's, was ich

mir nie verzeihen kann.“ Wer ſieht nicht, daß, wie ich oben ſchon ſagte, Aureliens Liebe mehr Eitelkeit, als Verlangen, als Wolluſtgefühl iſt. Ein Mann von ſo feinem, ſo gebildetem Geiſt, von ſo ausgeprobter Erfahrung; ein Mann, der den hohen Grad intellectueller Bildung und die bewundernswürdige Feinheit ihres Kunſtſinns ganz durchſchauen, und nach ſeinem wahren Gehalt ſchätzen kann; ein Mann, der es überzeugt ſeyn mußte, daß Aurelie unter tauſenden ihres Geſchlechts einzig war! ein Lothario! — lernt Aurelie kennen, ſo nahe kennen; begegnet ihr als ein Liebender: und liebt ſie nicht! Welche Kränkung des Stolzes einer geiſtreichen, der Eitelkeit einer verliebten Frau!

Eben darin liegt es, daß Aureliens unglückliche Liebe, ohngeachtet ihrer furchtbaren Aeußerungen, z. B. in der Geſchichte mit dem Dolch, ſo gar nichts eigentlich-rührendes für uns hat. Das gute Weib! ſagen wir höchſtens mit einem Achſelzucken. Sie war ſtolz genug, zu glauben, ein Lothario müſſe ſich in ſie verlieben: einfältig genug, ihn würklich in ſie verliebt zu wähnen: und unglücklich genug, ſich darin zu täuſchen. Ihre Rolle Opheliens hat unleugbar etwas ſchauderhaftes: aber nicht mehr und nicht weniger, als jede bis zum Wahnſinn überſpannte Leidenſchaft: wir ſchaudern; wir fahren

auf;

auf; aber wir vergießen keine Thränen. In einem bis zum Pathos ſteigenden Grade wandelt uns kalter Schauder bey der Scene 373 2 Bd. an, wo ſie bei Meiſters Verſicherungen von Redlichkeit gegen Weiber plötzlich von dem Gedanken an Lothario's Treuloſigkeit ergriffen, Wilhelmen in die Hand ſchneidet. Denn hier ſpielt ſie nicht; hier handelt ſie.

Nachdenkende Geiſter, wenn ſie zu gleicher Zeit mit tiefem Gefühl und einer ſchwungvollen Einbildungskraft begabt ſind, ſind ſelten ohne Religion; und oft behagt ihnen grade die ſinnlichſte Religion, oder wenigſtens die ſinnlichſten Vorſtellungen davon, am meiſten. Ein Lavater, ein Schloſſer, ein Stollberg — welche feine Geiſter! und wie ſinnlich ihre Religionsbegriffe! Religion iſt, (was ſcholaſtiſche Philoſophen nie zugeben werden), mehr Gefühl als Gedanke, mehr Einbildungskraft als Vernunft. Die Worte „Gott, Geiſt, Freyheit" ſind die kühnſten aller Metaphern in dem ganzen Umfange der Sprache. Lägen in der menſchlichen Natur nicht gewaltigere Triebe zur Religion, als die armſeligen Begriffe von Urſache und Wirkung: gewis! die Menſchen würden nie eine Religion gehabt haben.

Durch den Zug von Religioſität vollendet Göthe Aureliens Charakter: die Bekenntniſſe ei-

ner ſchönen Seele ſind ihr Erbauungsbuch. Wenn einmal ein Frauenzimmer religieuſe ſeyn ſoll,: ſo finde ich's der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsweiſe dieſes Geſchlechts viel angemeſſener, ſich an Lavaters Schriften als an T**chens hochaufgeklärten und coket-hergeſagten Predigten zu erbauen.

Unſre geiſtlichen Rednerlein vom allerneuſten Gepräge aus der ſpeculativen Halle werden mit ihren Antinomien, ihrer praktiſchen Vernunft und kategoriſchem Imperativ, nicht weit langen.

* * *

Sparſam, aber bedeutungsvoll ſind die Züge, die uns der Dichter von Madam Melina aufſtellt — eins jener Weiber, die, nicht ohne Geiſt, und nicht ohne Annehmlichkeiten, auf beydes vereint, Anſprüche gründen, die ſie auf keines von beyden einzeln genommen, gründen würden. Doch meinen ſie durch Geiſt immer ſicherer die Männer zu feſſeln: welches jedoch ſeltner der Fall iſt, als ſie wähnen. Den Philinen werden ſie immer weichen müſſen. Sie war (ſo nennt Göthe ſie mit einem glücklich neu-geprägten Ausdruck), „eine Anempfinderin! ſie wußte einem Freunde, um deſſen Achtung es ihr zu thun war, mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu ſchmeicheln; in ſeine Ideen ſo tief als möglich einzugehen. Sie verſtand zu ſprechen

und zu ſchweigen; und ob ſie gleich kein tückiſches Gemüth hatte, mit großer Vorſicht aufzupaſſen, wo des andern ſchwache Seite ſeyn möchte". Auch der letzte Zug iſt ſehr bedeutend. Eben deswegen, weil Weiber dieſer Gattung ihres Zwecks ſo oft verfehlen, und ſich die Philinen von uns Männern vorgezogen ſehen, nehmen ſie eine gewiſſe launenhafte Bitterkeit an, die, beſonders in Urtheilen über ihr eigenes Geſchlecht und in Gegenſtänden des Geſchlechtsverhältniſſes, dem kalten Beobachter oft an Tücke zu gränzen ſcheint.

Unverkennbar iſt ihre verliebte Anhänglichkeit an Wilhelmen. Aber Philine durch ihre, faſt möcht ich ſagen, Philinität, und Aurelie durch ihren höhern Geiſteſchwung, entziehen ihrem fein-geſponnenen Netzchen Wilhelms Herz.

Doch leſen wir's nicht ganz ohne Theilnehmung, wenn ſie, indem der zur Truppe zurückkehrende Wilhelm ſagt, daß ein Menſch ſich nicht für entbehrlich genug in der Welt halten könne, nicht ohne Feinheit verſetzt: „Und die Leiden unſrer Freunde bringen wir nicht in Anſchlag"! Weiber von Madame Melina's Art zu ſeyn, behagen uns Männern, ohne uns behäglich zu ſeyn.

Barbara sey in unserer Darstellung der Weiber-charaktere der letzte, so wie er an Moralität der letzte ist. Noth und Bedürfnis sind viel reichhaltigere Quellen des Lasters, als gefährliche Leidenschaften: und die Natur mag es selbst verantworten, so oft sie die armen Menschen in solche Lagen hineinpreßt, daß sie lasterhaft seyn müssen. „Und hättest du, fuhr Wilhelm auf, sie nicht retten können"? „O ja, versetzte Barbara, mit Hunger und Noth, mit Kummer und „Entbehrung: und darauf war ich niemals ein„gerichtet." Und wer unter uns philosophisch-strengen Beurtheilern ist darauf eingerichtet? Wahrlich! selten kann ich kein Werk voll streng-moralischer Maximen lesen, ohne daß mir der Gedanke ein Lächeln abnöthiget: „Die Herren Gelehrten machen die Moral: aber der gemeine Mann braucht sie: jene spinnen aus ihrem Gehirn eine Casuistik zusammen: aber diesem dringen sie traurige Schicksalslagen auf: wir denken; er handelt. Wozu dergleichen Betrachtungen?

Ne quicquam humani a vobis alienum putetis *)

*) Einzig, um ernstes Mitgefühl für das moralische Böse an unsern Mitmenschen einzuflößen, erinnere ich

„O ihr Herren, rufe ich hier mit Barbara's „Worten, o ihr Herren, denen nichts abgeht, „ihr habt gut von Wahrheit und Gradheit ꝛc. „den; aber wie eine arme Kreatur, deren gering„stem Bedürfnis nichts entgegenkommt, die in „ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen „Rath, keine Hülfe ſieht, wie die ſich durch die „ſelbſtiſchen Menſchen durchdrücken und im Stil„len darben muß, — dann würde mancher ja „ſagen, wenn ihr hören wolltet und könntet!“

Marianen hielten wir, nach dem erſten Bande, für ein ſehr gewöhnliches Theater-Mädchen: Barbara belegten wir, nach eben dieſem Bande, mit einem Namen, den jede edlere Feder auszudrücken verſchmähen muß.

Beyde verklärt uns gleichſam der Dichter im vierten Bande: Mariane wird eine reine, aber von der Bürde unwürdiger Verhältniſſe niedergedrückte Engelſeele: Barbara, die gefühl- und herzloſe Barbara, hat Empfindung für Unſchuld und Tugend und Zartſinn und Unglück. Zwar bleibt ſie treu ihrer durch Noth und Bedürfnis angenommenen Denkungsart. „Das gute Geſchöpf, ſagt ſie von Marianen, hatte gewiſſe gute Grundſätze, die ihr aber zu nichts halfen.“

dieß: denn Strenge und Unerlaßlichkeit iſt und bleibt Urcharakter des Moralgeſetzes.

„Ich ſtellte ihr vor, daß man ein Gewiſſen, ſo lang' es ſpricht, reſpectiren müſſe".

Welche Geſinnungen! Aus jeder Zeile ſpricht ihr verhaßtes Gewerbe: wie wohl auch hier ſchon ein durch Noth zerdrücktes Gefühl ſichtbar iſt. Aber wenn ſie nun Mariane, die ſchuldloſe, die reine, die unglückliche Mariane zum zweytenmal ſterben ſieht: dann ergreift „ein ungeheurer Schmerz" die durch tauſend Scenen der Unempfindlichkeit Verhärtete: dann hebt ſich ihr Geiſt wie aus dem Staube empor: dann veredelt ſich Sprache und Ausdruck in einem Munde, der nur gemeine Töne zu bilden fähig zu ſeyn ſchien.

Wo haſt du ſie verborgen? frägt der geängſtete Wilhelm Marianen. Komm! daß ich ſie mit dieſem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angeſicht ſehe."

„Ja, antwortet Barbara drauf, ja ich habe ſie verborgen: aber unter der Erde: weder das Licht der Sonne, noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angeſicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab, und ſagen Sie ihm: da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz ſchlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu ſehen: nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet ſie auf den Ausgang meiner Erzäh-

lung oder meines Märchens: die dunkle Kammer hat ſie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegen geht."

„Sie warf ſich auf die Erde an einem Stuhle nieder, und weinte bitterlich."

Es iſt, (was auf den erſten Anblick Widerſpruch ſcheint) Witz der Natur, Witz des Gefühls, wenn hier die Alte Wilhelmen auf die Frage: Wo haſt du ſie verborgen! Komm daß ich ſie mit dieſem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angeſicht ſehe: zur Antwort gibt: „Ja ich habe ſie verborgen: aber unter die Erde: „weder das Licht der Sonne, noch eine vertrau„liche Kerze wird jemals ihr holdes Angeſicht „wieder erleuchten."

Das Gefühl heftet ſich an den nächſten, als den lebendigſten ſinnlichen Eindruck, und knüpft Worte und Ideen dran. Eben daher das Blumen- und Bilder-reiche der Sprache der Leidenſchaft. Denn was iſt jedes Gleichnis, jedes Bild anders, als Spiel der Phantaſie, als Witz? Eben deswegen müſſen uns auch Wendungen, wie die, welche Diderot von jener Frau anführt, die den Tod ihres Mannes auf dieſelbe Art witzig, wie hier Barbara Marianens, beklagte, weniger befremden. Dieſe Art

Witz ist, wie wir sehen, allgemeiner Charakter der Leidenschaft.

* * *

Meine Bemerkungen über die Weibercharaktere im Meister schließe ich mit einer feierlichen Danksagung an den Dichter für die bewundernswürdige Feinheit, mit welcher er die Eigenthümlichkeiten des andern Geschlechts bis in das besonderste einzelne, bis in alle ihre Höhen und Tiefen, auffaßt, und treu und rein darstellt.

Es ist über alles wichtig für das menschliche Geschlecht, auch die schönere Hälfte nach aller Mannigfaltigkeit ihrer originellen Züge kennen zu lernen. Ihr Einfluß in die Beglückung und Veredlung der Menschheit ist eben so unleugbar, als der Einfluß jedes Weibes in Zufriedenheit und Lebensgenuß ihres Mannes. Wenn wir in der Geschichte fast immer nur Männer auf dem Schauplatz erblicken: woher kömmt es, als — (man erinnere sich an die bekannte Fabel vom Löwen und Menschen) weil Männer Geschichte schreiben. Und auch so noch — wie oft spinnt sich der Faden, an welchem die Reihe großer und nicht selten der größten Begebenheiten in den ältesten und in den jüngsten Staaten aller vier Welttheile fortläuft, an Weiberhand.

. . . . . teterrima belli causa

nennt Horaz ſchon in ſeinen Satyren, was der Anſtand der Ode ihm zu nennen nicht geſtattet haben würde. Demohngeachtet iſt unter allen möglichen Gegenſtänden, an welchen menſchliche Denk- und Beobachtungskraft ſich geübt, keiner von den Dichtern, Philoſophen und Schriftſtellern ſo lange und ſo durchgängig ſchief, oder falſch, oder verkehrt angeſehen worden, als — die Weiber.

Griechen und Römer widmeten den Weibern, aus bekannten Urſachen, ſehr wenig Aufmerkſamkeit: die beſten und gerühmteſten ihrer Weiber-charaktere ſind entweder Heldinnen, wie die Alceſten, die Didonen; oder Philoſophinnen, wie Dietime, Leontium, Hipparchia; oder Hetären, wie Aſpaſia; oder ehrgeizige Mütter, wie Jokaſte, Livia, Agrippina; oder verächtlich-unzüchtig, wie die Meſſalinen, Poppäen u. ſ. ſ.

In den mittlern Zeiten ſind die Weiber entweder Nonnen, oder Ritterhausfrauen.

Von da bis auf die Epoche franzöſiſcher Kultur erſcheinen ſie uns, in den Darſtellungen der Dichter wenigſtens, in den Darſtellungen ſelbſt eines Shakespear, entweder als Heldinnen, oder auch als ſehr einfältig und ungebildet: ein Charakter, der auch den Weibern, in dieſen der Entwickelung ihrer ſtillen Hütten-

tugenden und feineren Geistesblüthen] höchst ungünstigen, stürmischen Zeiten wahrscheinlich fast durchgängig eigen gewesen ist.

Seit der Epoche französischer Kultur ward Galanterie, ward gefallsüchtige Liebeley Hauptcharakter der Weiber in den Darstellungen der Dichter: der zärtliche Racine nnd nicht selten auch Voltaire verschönern sie durch Wahrheit und Innigkeit der Liebe. Die Philosophen, Thomas und Rousseau allein, schienen ihren Blick zu erweitern und auch in den Weibern das Nationelle von dem allgemein-menschlichen, das umständliche und zufällige von dem natürlichen, immerdaurenden, sondern zu wollen.

Aber auch bey diesen Schriftstellern, auch beym Rousseau noch, wie einseitig, wie französirt erscheint uns das Weib! Er ist, man muß es gestehen, ein grosser Weiberkenner. Aber er kennt viel besser einzelne Leidenschaften derselben, und unter diesen ins besondere Liebe und Eitelkeit; als ihren ursprünglichen Naturcharakter. Den Adel ihrer Bestimmung, den Umkreis ihrer Pflichten, hat kein Schriftsteller würdiger und kräftiger dargestellt, und keiner richtiger bezeichnet, als er. Rousseau'n verdanken unsre Weiber sehr viel!

Aber mehr noch vielleicht dem Engelländer Richardson und seinen Romanen. Diese Man-

nigfaltigkeit, dieſe Zartheit, dieſe Beſtimmtheit, dieſe reine und wahre Natur, die er in ſeinen Weibercharakteren, angebracht, finden wir bis auf ihn bey keinem alten und keinem neuen Dichter oder Proſaiſten. Und unter den tauſend und tauſend Romandichtern nach ihm — wer iſt ihm hierin gleich? Unter den Teutſchen gewis nur **Göthe!**

* * *

Die Urſachen der Schiefheit oder Flachheit, womit Weiber von den alten und neuen Schriftſtellern beurtheilt worden, ſind theils in der Eingeſchränktheit und dem Druck zu ſuchen, unter welchem der gröſte Theil der Weiber in den ältern Zeiten durch aſiatiſchen Männerſtolz und Eiferſucht, in den mittlern durch Aberglauben und Roheit gehalten wurde: theils in der Feinheit und Verſteckheit ihrer moraliſchen und phyſiologiſchen Geſchlechtseigenthümlichkeiten: theils darin, daß die Schriftſteller, welche Weiber zum Gegenſtande ihrer Charakterdarſtellungen oder ihrer philoſophiſchen Beobachtungen machten, entweder genialiſche Wüſtlinge, oder ins allgemeine ſpekulirende Denker, oder eingeſchränkte Stubengelehrten, oder oberflächliche Weltmänner waren.

Nur freyer, anſtändiger Männer-Umgang iſt der Spielraum, innerhalb welchem das Weib

alle Feinheiten ihrer Natur entwickelt. Kein Mädchen, welches nur ihren geliebten Jüngling, kein Weib, welches nur ihren Mann kennt, bildet sich vollkommen aus. Einseitig durch ihren ganzen Wirkungskreis, werden sie's, durch einen so eingeschränkten Männerumgang, bis zu dem Grade, daß die bekannte Anekdote von der Antwort einer verheiratheten Frau auf den Vorwurf wegen des unlieblichen Othems ihres Mannes, in dem eigentlichsten Sinne auf sie anwendbar wird. Jene Schlauheit in Wendungen und Antworten auf die Neckereyen der Männer; jene feinen Mittel-tinten in dem Benehmen gegen Gleichgültige, oder Eifersüchtige, oder Verliebte; jene, uns Männern schlechterdings unbemerkbare Ablauschungen unserer Launen, Tücken und Schwächen; kurz — die ganze weibliche Politik in der Leitung und Beherrschung des männlichen Geschlechts, die allein jedem Weiber-charakter bestimmten Umriß und Vollendung giebt, bleibt ohne freyen, anständigen Männerumgang unentwickelt. Ursache genug, daß griechische und römische Schriftsteller, daß alle Schriftsteller bis zur Epoche der französischen Cultur Europens, deren wesentlicher Theil vielleicht auf dem freyeren Umgange beyder Geschlechter beruht,

Weiber-charakter, Weiber-adel, Weiber-natur, höchſt einſeitig darſtellen mußten.

Aber geſetzt nun auch: beyde Geſchlechter leben in der Freiheit miteinander, in welcher man in unſern Tagen lebt: ſo iſt die Verſteckt-heit, Leisheit und Zurückhaltung, zu welcher die Weiber durch den Zartſinn ihrer moraliſchen Organiſazion von der Natur angeleitet, durch die Tücken und Zudringlichkeiten der Männer gereizt, durch Convenzion gezwungen werden, ein ſehr ſchwüriges Hindernis, ſie glücklich-genau gleichſam ins Auge zu faſſen.

Wir Männer ſind für die Beobachtung dieſer Weiber-feinheiten, die ſich meiſtentheils nur in Alltäglichkeiten äußern, entweder zu unphiloſophiſch zerſtreut; oder zu philoſophiſch ſtolz. Wer nicht eine gewiſſe Anzahl blühender Lebensjahre in dem Umgange mit Weibern und zwar insbeſondere von der gebildetern Gattung, vertändelt, und, um mit einem Künſtler-Ausdruck zu reden, con amore vertändelt hat; der glaube ſich keinen Weiberkenner.

Nur die Lotharios, nicht die Wilhelm Meiſter, und wären die letztern noch ſo feine und ſcharfſinnige Pſychologen, und wären ſie noch ſo frühe und noch ſo glücklich in die Geheimniſſe reiner, ächter Liebe eingeweiht, ur-

theilen richtig und ohne Einseitigkeit von Weiber-Natur und Weiber-charakter.

Aber auch den Lothario's, so lange sie nicht eigentlich verheirathet sind, ich will sagen, so lange sie nicht Ehe-männer und zärtliche Väter von Kindern sind, fehlt immer noch ein wesentliches Complement zur Weiber-Kenntnis: immer werden sie mehr den leichtern, als den ernstern und edlern Theil der Weiber-Natur schätzen können. Der letztere entwickelt sich nur in ehelichen und elterlichen Verhältnissen.

So wie es von der Menschenkenntnis der Weltmänner überhaupt gilt, was Rousseau sagt: ils voient trop, pour reflechir; und von der Menschenkenntnis der Stubengelehrten: ils reflechissent trop, pour voir: so ist dies tiefsinnige Wort des großen Psychologen auch insbesondere auf die Weiberkenntniß beyder Classen von Beobachtern anwendbar.

Der Weltmann beobachtet flach, weil er zu viel sieht; der Gelehrte beobachtet flach; weil er zu viel denkt. In jedem Falle aber sind die anthropologischen Beobachtungen des Weltmanns und eben so auch die über die Weiber, richtiger, als die Beobachtungen des Gelehrten: weil jener aus der Anschauung, dieser aus allgemeinen Schlüssen urtheilt. Und hinter Bücherschränken und Schreibepulten suchen uns die Wei-

ber am allerwenigſten auf: ſie ſind, könnte man ſagen, nur da, um uns aus beyden hervor, und mitten in die Welt hineinzutreiben. Das einzige Kind, das mir der Himmel gab — nie ſoll ſie einen Gelehrten, und am allerwenigſten einen Schriftſteller von Metier heirathen. Der größte Theil dieſer Leute iſt für ihre Weiber geiſtig-caſtrirt.

Wen kann es wundern, wenn ein ſcharfſinniger, aber verwachſener, kränklicher, und an ſeinen Reimſeſſel ewig-angefeſſelter Pope keine beſſere Satyre über die Weiber ſchrieb, als er nun geſchrieben hat? Wen kann es wundern, wenn er, ganz à la philoſophe, entſcheidet: „Wer Ein Weib kennt, kennt ſie alle“ Wohl wahr! Das grade iſt das Maas von Weiberkenntnis, welches alle die Herren Gelehrten erlangen, die von ihrem Pult aus durchs Fenſter Weiber über die Straße gehen ſehen.

Genialiſche Wüſtlinge endlich, wie ſie da unter den Dichtern und Dramatikern ſo häufig waren, und die uns Weiber darſtellen wollen, können eben ſo wenig auf Weiberkenntnis Anſpruch machen. Sie kennen nur die unedlere, höchſtens die ſinnlich-liebenswürdige Natur der Weiber, nicht die edlere, die moraliſche.

Gleich-ungeſchickte Beurtheiler der andern Hälfte unſeres Geſchlechts ſind unglückliche Lieb-

haberz und eiferſüchtige oder geplagte Ehemänner. Sie urtheilen über Natur und Charakter der Weiber eben ſo unrichtig und aus denſelben Gründen unrichtig, als unglückliche Menſchen oder verdrehte Geiſter über Werth und Gehalt des menſchlichen Lebens.

* * *

Gleich einem unbedachtſamen Verſchwender hab' ich, wie ich mit Erſtaunen wahrnehme, mir dasjenige vorweggegriffen, was ich mir weiſer aufgeſparet hätte: die Süßigkeit der Betrachtung hat ſich meines Geiſtes ſo ganz bemächtiget, daß ich darüber meines Verſprechens an den Herrn Verleger vergeſſen, dem ich aus eigener bedächtlicher Rückſicht auf die Callositát germaniſchen Phlegma's, welchem die ſchaalſten Märchen-Romane mehr behagen, als äſthetiſch-moraliſche Verſuche, nicht mehr als vierzehn Bogen zu liefern verſprochen hatte.

Wie gern hätte ich den vier Bändchen des Göthiſchen Romans Ein Bändchen kritiſcher Beobachtungen angeſchloſſen, die ich ſtolz genug geweſen wären, mit „Wartons Essay on the Genius of Pope" wetteifern zu laſſen. Aber —

habent et ſua fata libelli. Juv.

Das wenigſtens thut mir nicht leid, daß meine bisherige Raumverſchwendung den zärteſten

ſten und ſchätzbarſten Theil von Meiſters Lehrjahren, nämlich die Weiber-charaktere getroffen. Um ſo viel kürzer aber muß ich mich jezt bey der Darſtellung oder vielmehr Skizzirung der noch übrigen Männercharaktere faſſen.

Unter dieſen ſtehen der Harfner, Lothario, Jarno, der Abbe, Werner, Serlo und Laertes insbeſondre hervor.

Der Harfner mag ſehr ſchicklich als ein Gegenſtück des Oedipus der Griechen angeſehen werden. Jeder Kenner weis, daß das Sophokleiſche Trauerſpiel dieſes Namens von dem ganzen Alterthum zu den vollendetſten Meiſterſtükken der helleniſchen Melpomene gezälet wird. Aber wenn der groſſe Stagirite in ſeiner uns leider ſehr verſtümmelt überlieferten Poetik, oder auch Longin in ſeiner uns eben ſo unvollſtändig zugekommenen Schrift: „von dem Erhabenen“: über den Charakter des Sophokleiſchen Oedipus commentirt hätten: ſo würde der alte Philoſoph nicht mehr Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt, der jüngere Kritiker nicht mehr Schwung der Darſtellung, in ihren Commentar gebracht haben, als in folgender Charakteriſtik des Harfners herrſcht. 4r. Bd. 41 — 44.

„Blos in ſich gekehrt, betrachtete er ſein hohles, leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erſchien. Wie rührend war es, wenn

er von diesem traurigen Zustande sprach! ich sehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde: Kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl einer Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Gespenst sich rückwärts sehen läßt. Doch da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor oder Zurück. Kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus: manchmal ruf ich in der Noth dieser Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieses seltsame, und unbegreifliche Wort ist hell und klar gegen die Finsternis meines Zustandes. Kein Strahl einer Gottheit erscheint mir in dieser Nacht: ich weine meine Thränen alle mir selbst und um mich selbst. Nichts ist mir grausamer, als Freundschaft und Liebe: denn sie allein locken mir den Wunsch ab, daß die Erscheinungen, die mich umgeben, wirklich seyn möchten. Aber auch diese beiden Gespenster sind nur aus dem Abgrunde gestiegen, um mich zu ängstigen, und um mir jetzt auch das theure Bewußtseyn dieses ungeheuren Daseyns zu rauben".

Der Zusatz „von Freundschaft und Liebe" erhebt das ganze bis zum Entsetzlichen. Die Rede eben dieses Unglücklichen über die Rechtmäßigkeit seiner Liebe S. 436 — 439 erinnert an

die Reden, welche die Geſchichtſchreiber der Alten ihren handelnden Perſonen in den Mund legen. Kurz, abgebrochen, voll ſtarken Gefühls, und weniger, aber kühner und treffender Metaphern, hat ſie, bey aller Verſchiedenheit des Inhalts, ganz den Charakter einer Rede des Hannibal, ſo wie ſie ihn da Livius halten läßt.

Ohngeachtet alles Schauerlichen aber, womit Göthiſche Erfindungskraft den Charakter des Harfners zu umgeben gewußt, muß ich doch geſtehen, daß mich dieſes Charaktergemählde nicht ſo tief erſchüttert hat, als ich's, wenn ich ſo ſagen darf, von meiner Empfindung erwartet hatte.

Die Urſache davon? ſcheint mir keine andere zu ſeyn als dieſe: daß ſich in die Schauer, welche uns einzelne Züge dieſer Darſtellung einprägen, eine Art von Aerger und Unwillen darüber miteinmiſcht, daß alle dieſe Schrecken des Gewiſſens, alle dieſe Marter, am Ende doch nur das Produkt herrſchender Convenzion und Meinung ſind: ein Gefühl, welches den Eindruck des Schrecklichen auch ſchon in dem Charakter des Sophokleiſchen Oedipus ſchwächt: obgleich das ſchreckliche hier noch durch einen Mord erhöhet wird; ſo wie auch der Glaube an das Fatum und an eine alles unterjochende Nothwendigkeit in den menſchlichen

Dingen, der gleichsam die Grundfarbe des griechischen Charaktergemähldes ausmacht, allerdings etwas von bloßer Convenzion und Meinung hat, aber doch offenbar viel tiefer in der menschlichen Natur wurzelt.

* * *

Lothario. „Einem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter seyn, als eine Gattin zu finden u. s. w. sagt Lothario S. 129 3r Bd. und schildert mit diesen einfachen Worten sehr glücklich sich selbst und seinen so äußerst feinen, durch Vernunft und Erfahrung ausgearbeiteten Weltmannscharakter.

Denn ein vollendeter, aber zugleich veredelter Weltmann ist Lothario. Göthe läßt ihn nirgend auftreten, nirgend einen Blick werfen, nirgend den Mund aufthun, ohne daß wir nicht ausrufen: „der Mann kennet die Welt; weiß was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat."

Wer z. B. bricht nicht in diese Worte aus, wenn Aurelie, die kalt-geistreiche Aurelie, die den Lothario in sich verliebt glaubte, von ihm erzählt! „Er begegnete mir mit einem gelassenen Anstande, mit einer offenen Gutmüthigkeit,

ſprach über mich ſelbſt, meine Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, ſo theilnehmend, und ſo deutlich, daß ich mich zum erſtenmal freuen konnte, meine Exiſtenz in einem andern Weſen ſo klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig, ohne abſprechend, treffend, ohne lieblos zu ſeyn. Er zeigte keine Härte, und ſein Muthwille war zugleich gefällig. Er ſchien des guten Glücks bey Frauen gewohnt zu ſeyn: Das machte mich aufmerkſam; er war einesweges ſchmeichelnd und andringend; das machte mich ſorglos."

Sehet da den Weltmann! den vollkommenen Weltmann!

Dieſe glatte Abgeſchliffenheit, dieſe beſtimmte Unbeſtimmtheit, dieſe eigenthümliche Uneigenthümlichkeit, dieſe Gewandheit, beſondere Abſichten durch allgemeine Mittel zu verſtecken und zu erreichen: dieſe Schlauheit, unbemerkbar, und ohne daß man uns deswegen gleichſam zur Rede ſtellen darf, das Wort durch die That zu widerlegen, ſo wie eine verdächtige That mit Anſtand zu verſchleyern; dieſe geheftete Einſeitigkeit für jeden Gegenſtand menſchlicher Verhältniſſe, die nur die Folge der ausgebreitetſten Vielſeitigkeit iſt: dieſes Intereſſe für alles, was irgend intereſſant iſt, und dieſe Intereſſloſigkeit für das intereſſante, wovon man

intereſſirt wird, ich will ſagen, dieſes Vermögen der Selbſtbeherrſchung, oder beſſer Selbſt-Beachtung, von den Dingen nie bis zur leidenſchaftlichen Anhänglichkeit gerührt zu werden; und, um den bedeutungsvollen Ausdruck eines alten Philoſophen zu brauchen, zu haben ohne gehabt zu werden (ἔχω, οὐκ ἔχομαι pflegte Hofmann Ariſtipp zu ſagen); ſeine Neigung zu befriedigen, und über die Neigung erhaben zu ſcheinen oder auch es wirklich zu ſeyn — was ſind es anders, als eben ſo viel Charakterzüge des vollendeten Weltmanns.

Ich pflege zu ſagen: der Weltmann iſt gerade ſo ein Nachdruck des Weiſen, als die Höflichkeit ein Nachdruck der ächten Humanität und Tugend iſt. Hab ich Recht?

Eben darum mußt' es auch Dichter Göthen leicht ſeyn, dieſen Charakter bis zur wahren Lebensweisheit zu veredeln, wie er ihn auch ſo glücklich veredelt hat.

Wohin unter ſo vielen andern Zügen ſein Wunſch und Beſtreben, gemeinnützig zu ſeyn und die möglich-größte Summe des guten in der Welt hervorzubringen, ſeine der richtigſten Anſicht und der edelſten Weiber-Natur entſprechenden Urtheile über Menſchen-Leben und Menſchen-Beſtimmung, über Weiber-charakter und weiblichen Wirkungskreis u. ſ. w. gehören.

Das was er S. 60–92. 4r Bd über den letztern Gegenstand sagt, ist, nach den tausend und ein Büchern, mit welchen wir darüber, seit einem Jahrzehend insbesondere, behelliget werden, so neu-gesagt, und doch so einzig wahr und edel gedacht und empfunden, daß ich diese Stelle zu den vorzüglichsten unter den vielen rechne, um derentwillen ich wünschte, daß „Wilhelm Meisters Lehrjahre" ein Handbuch *) der gebildetern Menschheit würde.

Eins nur noch. Ein fast wesentlicher Zug in dem Charakter des Weltmanns, wie wir ihn da in der Erfahrung gewöhnlich antreffen, ist das Liebeln und verliebte Tändeln mit Weibern; und diesen Zug hat Göthe, der Natur gemäs, auch dem Lothario geliehen.

Ist es blos geistige Idiosynkrasie bey mir? oder ist es allgemeines Naturgefühl? daß mich jede Schilderung von Sopha-scenen, jede auch nur stärkere Hindeutung darauf, allemal zurückstößt. Doch, wie könnte ich zweifeln, ob dies reines Naturgefühl sey? Gehört es nicht wesentlich zum edleren Gesellschaftston, Scenen dieser Art nie zu berühren? Warum ahmen denn unsre Schriftsteller diesen Ton nicht nach?

*) Der grose Stoiker, Epiktet, nannte seine berühmte Anweisung zur ächten Lebensweisheit Ἐγχειρίδιον, Handbuch.

Genießet die Vergnügungen des Geſchlechtstriebes, gutmüthige Menſchenkinder! denn das will die Natur: aber ſprechet nicht davon: denn das will ſie nicht.

Keine einzige Göthiſche Schilderung, beſonders in dem Charakter-gemählde des Lothario, trift der Vorwurf der Schlüpfrigkeit. Aber die bloße Erwähnung manigfaltiger, verliebter Verhältniſſe des Lothario mit Weibern und Mädchen hat ſchon, für mein Gefühl wenigſtens, etwas beleidigendes: ſo wie überhaupt dies Nachlaufen, dies Herumſchwänzeln um die Weiber.

Was mag dieſem Gefühl zum Grunde liegen? Nichts anders als dies: daß Liebeley mit dem andern Geſchlecht eine zu gemeine Schwachheit iſt; eine Schwachheit, die der gebildetſte Mann mit dem allereinfältigſten, allereingeſchränkteſten Menſchen gemein hat; und die man daher an jedem auch nur äſthetiſch-veredelten Charakter immer nur höchſt flüchtig berühren, nirgends aber gleichſam einen Accent drauf ſetzen, nirgend länger darüber verweilen muß.

„Er ißt, es ſchmeckt ihm wohl: und: „er liebt die Weiber; die Weiber ſind ihm gut:“ dieſe Sätze ſollten unter den Menſchen einen und denſelben Werth haben. Wer ſpricht in einer guten Geſellſchaft viel von ſeinem guten

Appetit? Doch — Gecken ſind es ja auch nur, die von ihren verliebten Abentheuern reden. Erfreuet Ihr Euch aber des beneidenswürdigen Glückes, der Herzensvertraute irgend eines in ihrer Art einzigen Weibes oder Mädchens zu ſeyn: ſo ſeyd Ihr eben als Gegenſtände ſolcher, in ihrer Art Einzigen, keine Gecken: und werdet Euer beneidenswürdiges Glück eher verhehlen, als zur Schau tragen.

Um diejenige junge Herren, die ſich auf ihre Beliebtheit bey Weibern ſo viel zu gute thun, vollends zu demüthigen, ſetze ich folgendes Axiom her, welchem kein erfahrner Weiberkenner und kein unpartheiiſcher Weiberbeobachter widerſprechen wird, und widerſprechen kann:

Ein jeder Mann, der ſich emſig beſtrebt, Weibergunſt zu erhalten, erhält ſie gewis: er ſey ſo eingeſchränkten Geiſtes, oder ſo häßlicher (doch nicht gar zu häßlicher) Geſtalt, als er wolle.

Die gebildetſten Weiber ſieht man oft in die eingeſchränkteſten Köpfe; die ſchönſten in die häßlichſten Männergeſtalten verliebt.

In Sachen der Männerliebe, ſagte einſt eines der vortrefflichſten und edelſten Weiber, in Sachen der Männerliebe ſind wir Weiber alle — Narren!

Ich ſetze nur noch hinzu: „Sie haben Recht, Madam! aber die Männer ſind es hier nicht weniger!“ Hieraus aber folgt auch, daß Männer ſich wenigſtens eben ſo ſehr ſchämen ſollten, von ihren verliebten Abentheuern zu ſprechen, oder wohl gar ſich derſelben zu rühmen, als Weiber thun: und welcher ernſte Mann kann denn Geſchichten von Liebeleyen oder Prahlerey mit verliebten Abentheuern anhören, ohne Anwandlung eines moraliſchen Eckels und ohne einen ſolchen Prahler oder auch nur Erzehler für einen Geck zu halten?

Wer die Menſchheit liebt, kann es nicht anders, als eines ihrer unſeligſten Verderbniſſe finden, daß Männer und Weiber aus dem Geſchlechtstriebe durchaus noch etwas mehr und anderes machen wollen, als das, wozu ihn die Natur mit eigner Hand gemacht hat. Eine ſüße Tändeley in langweiligen Stunden; eine angenehme Beſchäftigung der Phantaſie durch das Herz, (wie man die ſinnliche Begier gar zierlich zu benamen pflegt) des Herzens durch die Phantaſie; ein moraliſches Spiel lüſterner Sinnlichkeit — das iſts, wozu die Menſchen Geſchlechtsliebe ſo gern machen möchten. Anders — die Natur! ihr iſt Geſchlechtsliebe nicht Spiel, ſondern Ernſt, höchſter Ernſt, der ernſteſte Ernſt: denn ihr iſt

Geſchlechtsliebe Mittel der Fortpflanzung und Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts: welches ſie den Menſchen nur — nebenher iſt. Edle Geſchlechtsliebe (denn nie werde ich leugnen, daß auch die ſinnliche Liebe durch moraliſche Triebfedern verſchönert werden könne und müſſe,) findet einzig ſtatt zwiſchen Eheleuten und zwiſchen Jüngling und Mädchen, die in den ehelichen Stand treten wollen. Wozu dann alle jene Empfindſamkeiten, moraliſche Sentiments (der Teutſche, die Sache nachahmend, vergaß das Wort) und ätheriſche Wonneſchauer, womit unſre Romanſchreiber und Schauſpieldichter Liebſchaften und Liebeleyen (denn ſo nenne ich alles, was nicht eheliche Liebe iſt,) verſchönern, veredeln und ſo gerne ins Feld reiner Moral hinüberſpielen möchten?

Griechen und Römer, denen wir Neu-Europäer an verfeinertem Moralſinn ſo weit überlegen ſeyn wollen, hatten hier mehr Achtung für Moral. Sie waren vielleicht nicht weniger ausſchweifend, als wir: aber ſie waren nicht moraliſche Sophiſten, wie wir. In ihren äſthetiſchen Darſtellungen der Geſchlechtsliebe ließen ſie der unmoraliſchen Verirrung ihre natürliche Geſtalt, ohne ſie veredeln zu wollen.

Geſchlechtsliebe ſollten äſthetiſche Schriftſteller entweder gar nicht, oder, wie die Alten, natürlich, ohne moraliſche Sophiſtereyn; aber wahrhaft moraliſch-veredelt, darſtellen. In dem letztern Fall bliebe ihnen alſo zur Darſtellung nichts weiter als eheliche Liebe, Braut-Liebe, und Kinder-Liebe (Liebe der Eltern zu den Kindern). „Was drüber iſt, iſt vom Uebel“: würde ich hier mit dem Heiligen des Evangelii ſagen.

Ernſten Schriftſtellern kann der moraliſch-philoſophiſche Kritiker Schilderungen dieſer Art einzig — um der allgemeinen Schwachheit des Fleiſches willen zu gute halten. Ueberdem iſt es ja wahr — „littera minus erubeſcit“. ein geſchriebenes Wort erröthet minder“, wie Cicero ſagt.

Und für einen großen Theil der Leſer ſind ſolche Schilderungen der einzige Angelhaken, in den ſie anbeißen; und dann — neben her, auch etwas Moral und Lebensweisheit — gar zufällig — mit hinunter ſchlucken.

Unſre äſthetiſchen Schriftſteller ſind nun einmal leider! die maitres de plaisir der Leſewelt.

Die teutſche Leſewelt iſt Göthen hochverpflichtet, daß er — von dieſer ſo allgemeinen Lockſpeiſe der Schriftſteller ſo wenig, ja eigentlich nirgends — Gebrauch gemacht.

* * *

Jarno. „Jarno hat kein Gemüth, ſagt die empfindſame Lydie. Und dies kurze Wort charakteriſirt den ganzen Mann.

Offenbar iſt er einer jener ſeltenen Menſchen von tiefer Vernunft, ſcharfem Beobachtungsgeiſt und ausgeprobter Erfahrung, die „nur Begriffe im Kopf", kein Gefühl im Herzen haben: die jedes moraliſche, und jedes ſympathetiſche Gefühl, deſſen eigenthümliche Schönheit darin beſteht, daß wir uns ihm, ohne darüber zu vernünfteln, überlaſſen, mikroſcopiſch in metaphyſiſche Begriffe zerlegen, und eben deswegen in den menſchlichen Handlungen wenig oder gar nichts großes und edles, ſo wie an dem ganzen Menſchenleben wenig oder gar nichts ſchätzenswerthes finden, augenblickliche Befriedigung der Leidenſchaft ausgenommen: die die Dinge und die Menſchen nur als Mittel zu ihren Abſichten betrachten: und deren ganzes Betragen daher auch mit jener abſtoßenden Kälte, Gefühl- und Theilnehmungsloſigkeit geſtempelt iſt, die der ſanfteren, und warum ſoll ich nicht hinzuſetzen, der edleren? Menſchennatur ſo gar nicht behagt.

Wer ſchätzt nicht Jarno, den richtigen Beurtheiler des Shakespearſchen Genies, den Verächter des Kleinlichen einer kleinſtädtiſchen Kon-

mödiantentruppe und der vornehmen Gesellschaften, den durchschauenden Prüfer des jungen Wilhelm Meister, den er, durch Anpreisung des Bessern, in eine edlere Sphäre der Thätigkeit hinüber zu führen sucht; den Mitwirker zu Wilhelms vollkommener Ausbildung?

Wer aber kann ihn lieben, den Mann, der überall viel stärker das Böse und Kleinliche zu hassen, als das gute und edle zu lieben scheint? der mit empfindlicher Bitterkeit sich über jenes ergießt; und nirgends, oder höchst selten, bis zum warmen Eifer für dieses erglüht? der überall nichts mehr und nichts weniger als höchstvernünftig denkt und handelt?

Denn gewis! man ist sehr wenig, wenn man nur ein höchst-vernünftiger Mensch ist. Und der ist Jarno. Jarno hat kein Gemüth, sagen wir, sehr treffend mit Lydie.

Der Verfasser dieser Blätter hatte, in einer gewissen Epoche seines Lebens, eine unglaubliche Schätzung für Charaktere dieser Gattung: aber er gesteht es nicht ohne Dankbarkeit gegen seinen bessern Genius, daß er sich diese Epoche seines Lebens kaum, und nur kaum, verzeihen kann.

Der Abbe. Diesen charakterisire ich kurz, und, wie mich dünkt, gründlich durch folgende vier Worte:

Franzoſe, fein, glatt, original-kantaſtiſch.

Seine ſonderbare Erziehungsmethode, von welcher ich ſchon bey Natalien erwehnte, ſcheint ganz berechnet zu ſeyn, die Welt mit Genies zu bevölkern.

Wahr iſt in ſeiner Methode wenigſtens ſo viel: daß jedes Genie ſich nur dadurch bildet, daß es ſich ſeiner eigenthümlichen Neigung hingiebt.

Daß aber ein großer Theil aller menſchlichen Geſchäftigkeit in einer immer-gleichen Mechanik beſteht; daß, wie wir bey der Entwickelung des Serleſchen Charakters gleich ſehen werden, das Genie ſelbſt eine gewiſſe Ausdauerung und Beharrlichkeit des Geiſtes erfordert; und daß daher die Jugend nicht frühe genug zu jener Mechanik, zu dieſer Beharrlichkeit gewöhnt werden kan: dies hat der Abbe, der überhaupt mehr par principes folgert, als nach gründlichen Beobachtungen verfährt, ganz vergeſſen.

Da es unſern allerjüngſten Romanſchreibern, ſeit der Austrocknung des unerſchöpflich geglaubten Ozeans der Ritter-Romane, an Waſſer auf ihre Mühle zu fehlen ſcheint, ſo würde ich dem einen oder andern der Beſſern unter ihnen vorſchlagen, das allerſonderbarſte Pärchen von der Welt, den jungen Grafen Friedrich (den Zögling des Abbe) und Philinen, gar ernſt an einander verheirathen, ſie eine Haushaltung füh-

ren, ſie den Abbe zum Haushofmeiſter annehmen, ſie Kinder erziehen, ſie leben und ſterben zu laſſen: doch ſo, daß Natalie und Wilhelm mit ſeiner angebeteten Amazone immer als Zuſchauer wie im Hintergrunde lauſchen. Mich dünkt, ein ſolches Werkchen, mit einiger Kunſt ausgeführt, dürfte von dem Publikum faſt noch origineller gefunden werden, als der zehntauſend zehnte Ritter-Roman.

* * *

Werner, ein geprüfter, in ſeinem Daſeyn durchaus beſtimmter Menſch, wie Göthe, der Dichter, ihn ſelbſt einmal charakteriſirt. Er iſt das Waſſer in des jungen Wilhelms Feuer; das Pflegma zu ſeiner ſprudelnden Lebhaftigkeit.

Die Erweiterung des Geiſtes, mit welcher dieſer Charakter in dem Roman ſo veredelt erſcheint, iſt offenbar Zuthat von Dichter Göthe; und gewiſſe allgemeine Anſichten und kosmopolitiſche Schlußverkettungen, die er Wernern in den Mund legt, dörften faſt zu fein ſeyn, und mehr den philoſophirenden Dichter, als den ökonomiſirenden Kaufmann ankündigen. Doch mag auch hier gelten, was ich, in dieſer Hinſicht, von der Veredlung des Charakters der Thereſe anmerkte.

Ein

Ein Muſter wahrer Freundſchaft, wie ſie da der leidenſchaftliche Jüngling ſo einzig bedarf, ſtellt uns Göthe an Wilhelm Meiſter und Wernern auf.

Da unſre allerjüngſten Romanſchreiber über der — um von kindiſchen Darſtellungen einen kindiſchen Ausdruck zu brauchen — über der ſüſſen Liebe ganz des zweyten, nicht minder ſchätzbaren Himmelsgeſchenkes, der Freundſchaft, zu vergeſſen ſcheinen: ſo iſt's zu wünſchen, daß den Leſern und Leſerinnen des Göthiſchen Romans die vielen feinen und großen Züge dieſer in ihrer Art einzigen und muſterhaften Jugendfreundſchaft nicht unbemerkt und ungefühlt entwiſchen mögen.

* * *

Serlo. Wie ſich verhält der Weltmann zum Weiſen: ſo verhält ſich, nach Göthens Darſtellung, Serlo's Genies-charakter zum wahren Genie.

Gründliche Einſichten und wahre Tugend hat der Weltmann nicht: und eben ſo ſagt der Dichter S. 347. 2r Bd. von Serlo: „Eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht; dagegen aber das größte Geſchick, was er vor ſich fand, zu nutzen zu recht zu ſtellen, und ſcheinbar zu machen“ Gleich bedeutend iſt es, was er gleich hinzuſetzt:

„Seine Einfälle, seine Nachahmungsgabe, ja sein beißender Witz, machten ihn der ganzen Gesellschaft unentbehrlich".

Geister dieser Art sind es eigentlich, die man treffliche Köpfe, Leute von Talent nennt. Alles was sie unternehmen, gelingt ihnen: und worauf sie sich legen, darin erreichen sie einen nicht gemeinen Grad der Trefflichkeit.

Werden sie Schauspieler? Sie werden beklatscht: das Publikum hat sie gern: in einigen Rollen gränzt ihr Spiel an das genialische: aber sie sind keine Fleck und keine Iffland e.

Schreiben Sie Prose? Sie liefern allgemein-lesbare, interessante Stücke in Zeitschriften, Magazinen u. d. g. aber sie sind keine Garven.

Werfen sie sich auf die Dichtkunst? Sie dichten mit Geschmack, mit Eleganz, mit Geist: sie liefern einen Bliomberis, aber keinen Oberon: sie sind Alringer, aber keine Wielande.

Werfen sie sich in die Philosophie? Sie werden gute und brauchbare Professoren der Philosophie; sie schreiben Compendien mit sehr richtigen und wohlgeordneten Begriffen; erläutern, erklären, berichtigen mitunter auch wohl fremde Systeme. Aber sie sind weder Reinholde, noch am allerwenigsten Kante.

Glaube man ja nicht, daß ich Geiſter dieſer Gattung durch eine ſolche Rangordnung herunterſetzen will *)!

Ich, der ich des — vielleicht ſonderbaren Glaubens bin, daß das, was man Genie nennt, und was wirklich auch Genie iſt, lange nicht ſo ſelten unter den Menſchen angetroffen wird, als man's ſich gewöhnlich überredet. Ich bin gegentheils der Meinung, daß Geiſtescharaktere, wie Serlo, wahrhaft-genialiſche Anlagen haben: daß es ihnen aber einzig an dem fehlt, worin beydes Buffon und Newton das Genie ſetzten, nemlich an Geduld und Beharrlichkeit zur vollkommenen Ausbildung dieſer Anlagen; an unverrückter Richtung aller ihrer Kräfte auf einen einzigen Punct; kurz

*) Ein Genie und ein groſſer Geiſt ſind weſentlich verſchieden. Einen Klopſtock, einen Leſſing, einen Wieland, einen Göthe, Schiller u. ſ. w. nennen wir mit Recht groſſe Geiſter der teutſchen Nation. Aber warum dieſen erhabenen Namen auch einem Uz, einem Bürger, einem Dichter Jacobi beylegen? Genies in der Dichtkunſt mögen ſie ſeyn: dawider hab' ich nichts. Aber man hat ſehr irrige Begriffe von dem, was ein groſſer Geiſt iſt, wenn man den Verfaſſer einer Ode, einer Elegie, eines Liebesgedichts, für einen groſſen Geiſt hält. Er kann es ſeyn: er kann Anlagen dazu haben: aber er iſt es nicht durch ſeine Sammlung von Oden, Elegien, Epigrammen und Liebesliedern

an jener Zerſtreuungsloſigkeit, Heftung und Spannung des Geiſtes, die überall erfordert wird, wo wir als Schriftſteller oder als Künſtler irgend etwas in ſeiner Art einziges, hervorſtechendes, vollendetes leiſten ſollen.

Was Büffon und Newton von ſich ſagten, ſagt auch der große Königsberger Tiefdenker, den ich ſechs Jahre hindurch zu kennen und ſeines Unterrichts zu genießen das Glück hatte. Auch er ſchreibt ſein Genie, ich will ſagen, die herrlichen Kraftäußerungen ſeines Genies, blos ſeinem Fleiß, ſeiner Beharrlichkeit, ſeinem unermüdlichen Forſchen zu.

Denn gewis: nur deswegen giebt es der Genies ſo wenige, weil ihnen jene Geduld, Stättigkeit und Ausharrung mangelt, ſich auf Einen Punkt zu heften, dieſen unverrückt im Auge zu halten, ihn durch alle mögliche Wendungen zu verfolgen, ihn nach allen Seiten zu drehen, und eben dadurch einem zur Bearbeitung gewählten Gegenſtande die möglich-größte Vollendung zu geben: Vollendung, wodurch er allein nur etwas in ſeiner Gattung hervorragendes wird.

Man wende mir nicht ein, daß wahre Genies nur zu oft die erklärteſten Flattergeiſter, die nachläſſigſten Arbeiter, die unſtätteſten, unbeſtimmteſten Charaktere ſind. Mögen ſie's immerhin ſeyn in allem, was nicht den eigentlichen

Gegenſtand ihrer genialiſchen Energie betrift!

Ja ſelbſt in dieſem mögen ſie zu Zeiten höchſt launig und gleichſam nur gelegentlich arbeiten!

Wenn ſie ſich aber einmal dran machen, ein wahrhaftes Genieswerk hervorzubringen: dann können ſie es nicht, ohne den Geiſt von allem andern abzuziehen, ohne ihn einzig darauf zu heften, ohne dafür und darin einzig zu leben und zu weben. Und das iſt's auch, was allen Genies von jeher eigenthümlich war; wodurch ſie allein ihre Werke zu Stande brachten: das iſt die Buffonſche und Newtonſche patience. Eben dieſe Geniestugend hat auch der glückliche Beobachter Labruyere im Sinn, wenn er einmal ſagt: Pour etre auteur, il faut avois plus que de l'eſprit: il faut avoir de la contention d'eſprit". „Ein Schriftſteller muß noch etwas mehr als blos Geiſt; er muß eine gewiſſe beharrliche Spannung und ausdaurende Schwungkraft des Geiſtes haben."

Wem alſo dieſe fehlt, der erreicht, bey allen glücklichen Anlagen, in keiner Kunſt den Grad des Vortrefflichen, der ihm allein auf den Namen eines Genies Anſpruch geben kann.

Und grade dies iſts, was Geiſtern, wie uns der Dichter den Serlo ſchildert, abgeht. Sie flattern von einem Gegenſtande zum an-

dern, oft von einer Kunſt zur andern; verſuchen ſich hier, verſuchen ſich dort; leiſten in allem, worin ſie ſich verſuchen, etwas, oft ſo gar etwas vorzügliches; aber in keiner Sache etwas originelles, genialiſches, meiſter- und muſterhaftes. Dieſe Vielſeitigkeit allein giebt ihnen Vergnügen; Heftung auf Einen Punkt, Einen Gegenſtand banget, ängſtet ſie. Und hier glaube ich nun, daß das wahre Genie, welches oft vielleicht kein größeres Maas natürlicher Anlagen erhielt, von der Natur zugleich jene beharrliche Spannung und ausdaurende Schwungkraft des Geiſtes, oder vielmehr die beſtimmte Anlage dafür zur Mitſteuer empfing, und grade dadurch insbeſondere zum Genie, das heißt, zu einem Muſterbild ſeiner Geiſtesgattung, z. B. der Bildhauer-, Mahler-, Dicht-, Rede-Kunſt, geſtempelt ward.

Daß Erziehung, Selbſtbildung, Gewohnheit und tauſend Zufälligkeiten, dieſe, nach meiner Meinung angeborne, contention d'eſprit mannigfaltig hindern oder auch fördern können, verſteht ſich von ſelbſt. Daher — dann auch meine Meinung, daß der Genie's ohngefähr in eben dem Maas mehrere geboren werden, als wir deren wirklich in der Ausbildung antreffen, wie wir mehr ſchöne Kinder, als erwachſene ſchöne Menſchen beyderley Ge-

ſchlechts erblicken. Ungünſtige Zufälligkeiten entfernen jene von der Ausbildung des beharrlichen Geiſtesſchwunges, ſo wie Unreinlichkeit, Krankheiten, Verwahrloſungen, Laſter und Leidenſchaften, die ſchönen Körpergeſtalten entſtellen! In dieſem Verſtande alſo iſt es eigentlich wahr, was man ſonſt zu ſagen pflegt, daß Genies meiſtentheils nur Gebilde des Zufalls ſind. So wie aber die Natur überall ſich ſelbſt gleich iſt, überall zweckmäßig arbeitet: ſo auch bey der Ausbildung menſchlicher Geiſter. In ihrer ganzen Oekonomie mit dem Menſchen braucht ſie offenbar eine weit größere Anzahl guter und vortrefflicher Arbeiter, als Genies; braucht ſie mehr Handwerker, als Künſtler; braucht ſie mehr Alltagsmenſchen, als, um mit einem bedeutungsvollen ſprichwörtlichen Ausdruck zu reden, Sonntagskinder.

Jene Einſeitigkeit der Bildung und gewiſſermaßen der ganzen Denk- und Handlungsweiſe, welche die eigentliche Grundlage des Genies, ſo wie nicht weniger eine Wirkung des entwickelten Genies iſt, taugt in den ökonomiſchen Plan der Natur einzig ſo, wie ſie dieſelbe nunmehr darin angebracht hat, als Seltenheit, als Ausnahme, als Contraſt des ungewöhnlichen mit dem alltäglichen.

Wer da glaubt, ich habe in dem bisherigen bewieſen, daß es nur an dem Fleiß und guten Willen eines Alltagskopfes liege, ſich zum Genie zu arbeiten, dem erkläre ich hiemit, daß er mich gar nicht verſtanden. Eins nur noch.

Ungebändigte, unbezähmbare Leb- und Flatterhaftigkeit, die man ſo oft an jungen Kindern oder Knaben in der Schule wahrnimmt, war mir immer viel eher ein Beweis von gutem Kopf, als, wie es gewöhnlich gedeutet zu werden pflegt, von Genie: ohne beſtimmte Anlage zu einem gewiſſen Phlegma iſt jene Buffonſche Patience nicht möglich, und ohne dieſe, wie wir geſehen, giebts kein Genie.

Melina iſt, auch unter den Männercharakteren des Göthiſchen Romans, der Mann der Frau Melina: nicht ohne Anlage, und nicht ohne Geiſt und nicht ohne Bildung, wie ſie: aber auch, ſo wie ſie, gleichſam nur um ein Haar vom Alltagsmenſchen entfernt.

Laertes. Ein gutwilliger, verſtändiger, mitunter leichtſinniger junger Menſch, wie ſie da der gewöhnliche Menſchenſchlag unter tauſenden zu hunderten liefert, und den Göthiſche Darſtellung uns dennoch intereſſant macht.

* * *

Ich müßte mir's zum Vorwurf rechnen, eine

Art von Commentar zu Meiſters Lehrjahren zu ſchreiben, ohne die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten der Sprache und des Ausdrucks in dieſem Werke auszuzeichnen.

Dieſe Eigenthümlichkeiten ſind nun Einfalt, Klarheit, Zierlichkeit; alſo grade diejenigen, deren teutſche Schriftſteller ſich nie viel rühmen konnten; am allerwenigſten aber ſeit der unſeligen Epoche der Ritter-romane. Denn die Energie, als die Grundfarbe dieſer ſeynſollenden Charakter-gemählde barbariſcher Zeiten, glaubte man nur erreichen zu können durch einen gekünſtelten, dunklen, und ungefeilten Ausdruck: welches mich ohngefähr eben ſo gemahnt, als wenn ein Oſtade das natürliche und gemeine niederländiſcher Küchenſtücke durch Kühn-ruß ſtatt der ſchwarzen Farbe, durch Eyerdotter ſtatt der gelben, durch wirkliches Thierblut ſtatt der rothen, am allerlebendigſten auszudrücken glaubte. Welche ungeheuren Metaphern, welche bombaſtiſchen Sentenzen, welche, aller Logik und aller Grammatik widerſprechende Wortverdrehungen beleidigen jeden nur nicht ganz rohen Geſchmack in dieſen Producten germaniſcher Ungeſchlachtheit! Denn mit dieſem Namen würde ich das kraftloſe Streben teutſcher Kraftmänner nach Kraft charakteriſiren.

Wie traurig-wahr sind ich den Spott, womit ein brittischer Kritiker in dem Critical Review ohnlängst nur, bey Gelegenheit der Anzeige — ich weis nicht mehr welches? teutschen Schriftsteller-werks, uns arme Germanen aushöhnete: „Die teutschen Schriftsteller, sagte „er, haschen überall nach dem gigantischen: „sie rädern einen Schmetterling; sie blasen Atom-„Fünkchen zu Sonnen-ballen auf; ihr Apoll mit „dem Köcher voll tod-bringender Pfeile schießt „— Fliegen; in der alltäglichsten Sentenz schwin-„deln sie bis an den Abgrund der Unendlichkeit."

Wie ein sanftes, holdes Mädchen-gestüster in das wilde Getöse einer Dorfschenke, tönet in diese Sturm- und Gewitterepoche der teutschen Litteratur die Göthische Sprache in Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Wenn es wahr ist, daß der Verfasser der unsterblichen Genies-werke: „die Leiden des jungen Werthers" und „Götz von Berlichingen" sich ein unschätzbares Verdienst um die teutsche Sprache und Litteratur dadurch erwarb, daß er in diesen Geisteserzeugnissen voll teutscher Kraft und Originalität sich gewisser Sprachkühnheiten, alter Worte, Versetzungen, Inversionen, Verkürzungen, und Wendungen aus der Volkssprache bediente, und eben dadurch die französisch-Gottschedische Flachheit gleichsam konsolidirte: so

weiß auch jeder Kenner unſerer Litteraturgeſchichte, daß das servum pecus in dem Augias-Stalle *) teutſcher Schriftſteller-welt, durch den ungewöhnlichen Beifall, mit welchem dieſe Werke der Göthiſchen Muſe aufgenommen wurden, ſich höchſt unglücklich aufgemuntert fühlte, ſeine Alltäglichkeiten von Gedanken und Empfindungen in dieſe Sprach-art einzukleiden: und man konnte den genialiſchen Verfaſſer jener Werke ohngefähr auf eben die Art dieſer Sprach-verderbnis anſchuldigen, wie man die Gottheit des unter den Menſchen herrſchenden moraliſchen Uebels wegen anzuklagen pflegt.

Wegen dieſer ſehr ſchuldloſen Schuld hat ſich Göthe durch die verbeſſerte Ausgabe ſeiner ältern Werke, noch mehr aber durch Werke von ſo polykletiſch-claſſiſchem **) Ausdruck, als Iphigenie und Taſſo ſind, allhinlänglich gleichſam entſündiget. Hier alſo beſchränken wir uns auf ſein allerneuſtes Werk.

*) Servum pecus, Sclavenvieh, nennet Horaz die geſchmackloſen Nachäffer groſſer Genies. Augias-ſtall iſt der griechiſchen Fabellehre gleichbedeutend mit jedem Ort voller Schmuz und Unreinigkeiten. Eine der Arbeiten des Herkules war's, den Stall des Königs Augias zu reinigen.

**) Des Künſtlers Polyklet Statue, Doryphorus genannt, galt allen Künſtlern als Muſterbild.

Welch eine Maſſe vollwichtiger und originel-ler Ideen, feiner Empfindungen, treffender Be-obachtungen und pſychologiſcher Entwickelungen enthält folgende Stelle? und wie einfach — iſt Sprache und Darſtellung:

„Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs Marianen über das Herz gefahren wäre! Selbſt an dem Buſen Wilhelms war ſie nicht ſicher davor; ſelbſt unter den Flü-geln ſeiner Liebe u. ſ. w.

In der Kunſt weiſer Vertheilung der Bilder und Metaphern, und der ſchön-ſtarken Farbenge-bung der wirklich-gebrauchten, iſt Göthe ſo ein-zig Meiſter! Hieher gehören in der angeführ-ten Stelle die Ausdrüke: „ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vor-wurfs Marianen über das Herz gefahren wäre!“ „ſeine Leidenſchaft ſie emportrug“ Eben ſo der: „aus den Wolken, in welchen ꝛc. und: „ſelbſt an dem Buſen Wilhelms war ſie nicht ſicher davor; ſelbſt nicht unter den Flü-geln ſeiner Liebe.“

Teutſchland zählt unter ſeinen allgemein-ge-leſenen proſaiſchen Schriftſtellern einen der ge-nievollſten und kenntnisreichſten, (Ken-ner nennen ihn ſich ſelbſt!) der, wegen des üppi-gen Gebrauchs von Bildern und Metaphern,

bey allen übrigen ſehr ſchätzbaren Vorzügen der Darſtellung, zum höchſten Bedauern für Teutſchlands Schriftſteller-Ruhm, unter den claſſiſchen Schriftſtellern der Nazionen immer nur das ſeyn wird, was ein geiſtreicher Wüſtling in dem Chor der Weiſen ſeyn würde.

Schillers einziges Genie verleitete ihn anfangs zu ähnlichen Fehlern, die aber ſelbſt ſchon dem Kenner den ſchönen Geſchmack ankündigten, dem er ſich in einigen ſeiner ſpätern Werke bewundernswürdig glücklich genähert hat.

Von Garve's Nüchternheit dagegen möchte ich zuweilen faſt ſagen:

Vix oſſibus haerent. Virgil.

(Wie einzig ich übrigens Denk- und Darſtellungsmethode dieſes teutſchen Sokrates ſchätze, davon S. „meine Sprach-Parallele, eine Preisſchrift).

Eine der durch Einfalt und Klarheit der Darſtellung vorzüglichſten Stellen im Meiſter iſt die, wo der feine Beobachter Lothario die Vorzüge der häuslichen Weiberherrſchaft vor dem Wirkungskreiſe des Staatsmanns, des Gelehrten und Geſchäftsmanns, ſo gründlich darthut, daß ich in den vier Seiten darüber mehr Wahrheit, Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt finde, als — beſonders auch einige teutſche Schriftſteller, in ganzen Bänden über Männer- und Weiber-Eigenthüm-

lichkeit" gesagt haben. Man lese diese Stelle selbst 4r Bd.

In welche dunkle Tiefen der Spekulazion würden hier gewisse neuere teutsche Philosophen uns hinunter geführt haben, um das feine Verhältnis männlichen und weiblichen Würkungskreises so fein zu bestimmen? Aber so wie Göthe sich da gefaßt, versteht ihn jede vernünftige Hausfrau, selbst wenn sie nicht einmal in einer Lesebibliothek engagirt ist; und jeder gebildete Mann findet es scharfsinnig gedacht, fein beobachtet, und schön dargestellt. Das ist Charakter populairer Schreibart.

Der sicherste Probierstein einer vollendeten populären Schreibart ist die gefällige und geschmackvolle Darstellung alltäglicher Vorstellungen und Empfindungen: denn hier kömmt es auf das große Kunststück an, sich zwischen Gemeinheit und Kostbarkeit, zwischen Spekulazion und Gemeinverständlichkeit, zwischen Flachheit und Energie in der Mitte zu halten. Dies ist besonders der Fall mit den Reden gemeiner oder ungebildeter Leute, wenn sie gewisse feinere psychologische und moralische Gefühle entwikkeln oder auch, ohne über ihre Begriffssphäre hinauszusteigen, gewisse allgemeine Reflexionen sagen sollen.

Wie fein und doch zugleich wie populär drückt sich die einfache, ungebildete Mariane aus: wenn sie zu Barbara sagt, die sie dem Norberg in die Hände gespielt hatte: „O hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigern Gegenstand meiner Liebe gefunden: ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtseyn geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe".

Eben so glücklich einfach und klar sagt die alte Barbara in dem gleichfolgenden.

„Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über „den Verstand des guten Mädchens: denn ich „kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu be„friedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz: „denn niemals billigte sie, was ich für sie that, „wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz wider„sprach: nur der unbezwinglichen Noth gab sie „nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drük„kend. . . . Ihrem kleinen Gemüth waren ge„wisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unru„hig machten, ohne ihr viel zu helfen u. s. w.

Sehet da — Psychologie, feinen Moralsinn, glücklichen Beobachtungsgeist, und guten Stil — in einer Barbara Munde!

Unsre allerneusten Romanschreiber und Dramatiker machen sich die Sache freilich sehr leicht! Sie lassen ihre Kammermädchen, Kutscher, Bedienten, Unteroffiziere, u. s. w. u. s. w. halb hochteutsch, halb plattdeutsch, mit grammatischen Fehlern, verdrehten Wendungen, abgebissenen Sylben u. s. f. reden: und erreichen dadurch, so wähnen sie, die wahre Natur.

Unser Berlin ist so glücklich, in seinen Mauren einen jungen Shakespear zu umschließen, der seine ganze Shakespearität in einer solchen lebendigen und lebenvollen Natur setzt.

Selbst einen gewissen, ja einen hohen Schwung der Ideen und der Darstellung weiß

Göthe auf die Lippen einer Barbara zu legen, ohne sie über ihre Sphäre hinauszuheben. Hieher gehört ins besondere die Stelle, wo sie von der todten Mariane spricht, und die ich, in anderer Absicht, oben schon anführte.

„Ja ich habe sie verborgen; aber unter die „Erde; weder das Licht der Sonne, noch eine „vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angesicht je„mals wieder erleuchten: das liebe Herz schlägt „nicht mehr vor Ungeduld, sie zu sehen; nicht „etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie „auf den Ausgang meiner Erzählung oder mei„nes Märchens: die dunkle Kammer hat sie „aufgenommen; wohin kein Bräutigam folgt; „woraus man keinem Geliebten entgegengeht."

* * *

Gezwungen, ungern, unwillig, wie Lydie von ihrem Lothario, trenne ich mich hier von Göthe und seinem Meisterstück. Den schönsten und vorzüglichsten Theil des Werks, die Sprache, die Reflexionen über Geist und Herz, über Kunst und über Menschenleben — muß ich fast ganz unberührt lassen.

* * *

Doch die Bemerkungen über Göthens Stil — nutze ich einst in einem philosophisch-rhetorischen Werke „Philosophie der Rede" genannt. Und seine Reflexionen sollen mir in einer nächst zu liefernden kleinen Schrift, betitelt, „die reine Menschheit" (d. h. die Menschheit, entkleidet von allem, was ihr je von Philosophen, Dichtern und Theologen an-commentirt, angedichtet und angelogen ward,) reichen Stoff geben.